

N°86 Herbst 2022
Euro 10,-

Streifzüge

wertlos · unsachlich · jenseits



Sorgen

Wir würden vor die Hunde gehen,
wenn sich niemand um uns kümmert.

INHALTSVERZEICHNIS		
LORENZ GLATZ	3	„Die einfache ‚Sorge‘ ist aller Dinge Anfang“, schreibt Albert Camus in „Der Mythos des Sisyphos“. Menschen bedürfen der Sorge. Man muss sich um sie kümmern, damit es ihnen gut geht. Nur so finden sie ein Auskommen in der Welt. Vorerst ist Sorge altruistisch. Es gilt bereit für andere zu sein. Nur im <i>Du</i> findet das <i>Ich</i> zu sich. Sorge mag sich selbst, weil sie die Anderen mag und sie das Andere an sich selbst weiß. Jedes Andere ist nicht nur ein <i>Du</i> , es ist auch ein <i>Ich</i> .
Sorgen und Interaktion		
BRIGITTE KRATZWALD	4	
Care-Tätigkeiten		
STEFAN MERETZ	8	
Sorge		
ALEXANDER MALY	10	Wir leben heute in einer Gesellschaft, in der die Entsorgung wichtiger ist als das Sorgen. Mit Entsorgen sind nicht bloß der Müll gemeint, sondern ebenso die Menschen selbst. Werden Probleme zu groß, sind die „Problemfälle“ zu exkludieren, zu <i>entsorgen</i> . Sobald solche Bedürfnisse und Anliegen dem Markt zugeführt werden, sind sie in ihrer Substanz schon gebrochen, da sie fortan unter der Prämisse der Finanzierung modifiziert, also <i>kommodifiziert</i> werden. Die Sorgen und das Sorgen werden immer mehr zu einer kommerziellen Größe, sie werden professionalisiert und somit auch entmenschlicht.
Blick aufs Unwesentliche		
CHRISTINE FREY	11	
Eine Putzfrau, die schreibt		
FRANZ SCHANDL	17	Aktuell erleben wir Zeiten wilder Umgruppierungen und harscher Zerwürfnisse. Die Auseinandersetzungen werden schärfer und geraten schnell ins Fahrwasser von Denunziation und Bezeichnung. Man denke an Corona oder die Ukraine. Wir versuchen so weit es möglich ist, dem zu entgehen und unsere Standpunkte nicht vorschnell zu entwickeln.
Ein sich verschließendes Labyrinth		
REIMER GRONEMEYER	19	
Die Sorge um mich ...		
EMMERICH NYIKOS	23	Die vorliegende Ausgabe ist eine recht bunte Nummer geworden. Wir wünschen eine anregende Lektüre und uns weiterhin Euren und Ihren Zuspruch. Tragt Sorge! Auch für uns. Danke.
Panem et circenses oder: Reise zum Ursprung		
HERMANN ENGSTER	27	
Care und Kehrlicht		
BARBARA EDER	33	Einem Teil unserer Abonnenten haben wir diesmal ein zweites Exemplar ins Kuvert gesteckt. Bitte weitergeben!
Jenseits des Maschinenparks		
ANDREAS URBAN	38	
Im Katastrophenmodus		
MARIA WÖFLINGSEDER	43	
Selbstbestimmung statt Expertenherrschaft		
PETRA ZIEGLER	48	
„Nichts Schönres unter der Sonne ...“		

Franz Schandl

Vorschau

Streifzüge 87 · Frühling 2023

Streifzüge 88 · Herbst 2023

Lorenz Glatz

Sorge und Interaktion

Wir Menschen, wären nicht am Leben, wenn wir nicht von der Geburt an jahrelang um-sorgt worden wären. Nicht nur mit Nahrung, nein, Babys können, auch wenn sie „stofflich“ durchaus ausreichend „versorgt“ werden, daran sterben, dass sie keine „menschliche Wärme“ physisch und emotional spüren. „Deprivationssyndrom“ heißt dies auf Wissenschaftlich und wird als ein „mehr oder weniger massiver Entzug sozialer Interaktion“ beschrieben, der auch nach dem Kindesalter Menschen das Leben „mehr oder weniger“ vergällt. Derlei Kränkung ist freilich in einer Leistungsgesellschaft mit ihrer auf Arbeit, Konkurrenz und Profit weit mehr als auf freudvollen Umgang der Menschen miteinander ausgerichteten „sozialen Interaktion“ durchaus endemisch. Aber: „Von den Schmerzen abgesehen“, lese ich auf *wikipedia* bei „Hospitalismus“, „sind die hierdurch verursachten Folgekosten durch eingeschränkte Arbeitsfähigkeit für jede Gesellschaft enorm“. Erst so ist das Syndrom als veritable, d.h. nicht nur menschliches Leid, sondern wirtschaftlichen Schaden verursachende Krankheit in einer von Geld beherrschten Lebensweise wahr- und ernstzunehmen und unter Aufwendung angemessen knapper Mittel und dem Zweck der Arbeit für Profit und Kapital eingepasst mit Analgetika, Antidepressiva und Psychotherapie, so gut es halt geht, einzudämmen.

Soziale Interaktion als Sorge für einander ist Erbe und Errungenschaft der Evolution der Tierart homo. Seit den jüngsten Jahrtausenden dieser Geschichte wird diese Interaktion jedoch von sich stürmisch entwickelnden Kampf- und Herrschaftsstrukturen durchzogen, die sich das Sorgen für dessen Gegenteil dienstbar machen. Ich erinnere mich aus der Kindheit an ein krasses Beispiel, an die Erzählungen von Soldaten, die den Weltkrieg überlebt hatten, im Wirtshaus meines Großvaters. Sie sprachen über die Kameradschaft, ja selbstlose gegenseitige Fürsorge im Schützengraben und schwiegen eisern vom Morden, Vernichten, Plündern und Hoffen auf Sieg und Beute, worin sie auch verwickelt waren.

Andere Beispiele sind die friedliche Sozialpartnerschaft, aber auch der Klassenkampf von Kapital und Arbeit in den reichen Ländern. Wo die Arbeit mitpartizipiert an der Herrschaft über den großen Rest der Welt mit Krieg, Vertreibung, Hunger, Seuchen und der ruinösen Ausbeutung der Biosphäre des Planeten, wird sie zum Komplizen eines „Wohlstands“ auf dem Weg zum Untergang. Solche Fürsorge für sich und seinesgleichen kann kurzfristig oder im engsten Umfeld Leben bereichern oder gar retten, wird aber im größeren Zusammenhang weit über die unmittelbar Beteiligten hinaus destruktiv, desaströs, ja mörderisch sein.

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kömmt aber drauf an, sie zu verändern“. Diese 11. der „Thesen über Feuerbach“ steht auf Marx' Grabstein. In den 140 Jahren seitdem hat dieser Satz eine ungeahnt dramatische Steigerung erfahren. Der UNO-Generalsekretär, oberster und zugleich ohnmächtigster Politiker der Welt, spricht vom drohenden kollektiven Selbstmord der Menschheit angesichts von Klimakatastrophe und Weltkriegsgefahr. Die Regierungen jedoch walten ihres Amtes und gehen auch nach 27 Klimakonferenzen weiter dem Auftrag eines Staates nach: Dafür zu sorgen, dass aus Geld mehr Geld werden kann. Und dieser Seinszweck des modernen Staats ist mit ökologischer Rücksichtnahme wenn überhaupt dann nur per blutiger Gewalt und sozialer Katastrophe zu verbinden.

Ich denke, es braucht ein rasch wachsendes Geflecht von Initiativen gemeinschaftlichen und kooperativen Be- Ver- Um- und Für-Sorgens, um uns noch rechtzeitig von dieser Herrschafts- und Staatslogik zu befreien und uns jenes Terrain zu schaffen, auf dem unser theoretisches Bemühen und unsere praktisch-kritische Tätigkeit zusammenfinden können, um „die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit und Macht“ (2. These über Feuerbach) eines bedachten Handelns für ein gutes Leben für alle zu erweisen.

Brigitte Kratzwald

Care-Tätigkeiten

Die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen



Der russisch-deutsche Philosoph Boris Groys unternimmt in seinem jüngsten Buch „Philosophie der Sorge“ den Versuch, philosophische Denktraditionen unter dem Blickwinkel der „unterschiedlichen Arten von Beziehungen zwischen Fürsorge und Selbstsorge“ zu erkunden. Sein Fazit: Wir leben derzeit in einem totalitären Regime der Sorge mit dem Ziel der Unsterblichkeit des Menschen. Der einzige Ausweg daraus ist laut Groys die Rückeroberung der Sterblichkeit. Nicht etwa die Akzeptanz ihrer Unverfügbarkeit, die eine Grundbedingung des Lebens ist, das wäre der Autonomie des Groys'schen Subjekts abträglich. Seine Proponenten entscheiden sich entweder für Selbstmord oder dafür, ihr Leben für jüngeres Leben zu opfern.

Die Abwertung der Sorgearbeit zieht sich durch das ganze Buch, wenn er auch durchaus erkennt, dass sie die Basis für alle anderen menschlichen Tätigkeiten ist. Gerade das ist ja die existenzielle Kränkung des männlichen Philosophen für den der defizitäre Körper, der immer umsorgt werden will, die volle Entfaltung des Individuums verhindert oder zumindest einschränkt. Vor diesem Hintergrund empfindet er Sorgetätigkeiten als „zutiefst frustrierend“. Ein Problem, das auch jenes von ihm kritisierte Gesundheitsregime lösen will, indem es den Körper mit technischen Mitteln optimiert. Groys hingegen wählt die paradoxe Intervention, das eigene Leben zurückzugewinnen, indem man es zerstört. Auch wenn er das möglicherweise bewusst provokant formuliert, kommt er damit dem Wesen der Sorgearbeit keinen Schritt näher, aber er befindet sich dabei in guter Gesellschaft. Carearbeit wurde und wird noch immer abgewertet und unsichtbar gemacht.

Dem widersprechen feministische Theorien des Sorgens, die mit dem Begriff Care gerade jene Tätigkeiten umschreiben, die notwendig sind, „damit das Leben weitergehen kann“. Dabei gestehen sie durchaus ein, dass unter den derzeitigen kapitalistischen Bedingungen Sorgetätigkeiten mühsam und frustrierend sein können. Trotz dieser schlechten Bedingungen, sei es in der Pflege, im Gesundheits- oder Bildungsbereich, entscheiden sich jedoch immer noch viele junge Menschen dafür, Care-Berufe zu ergreifen. Irgendetwas muss diesen Tätigkeiten also doch anhaften, das sie befriedigend oder sogar lustvoll macht. Feminist*innen geht es daher darum, die Rahmenbedingungen zu verbessern und immer mehr wird klar, dass das innerhalb der kapitalistischen Logik nicht möglich ist.

Bereits 1966 hat der amerikanische Ökonom Baumol nämlich dem Carebereich ein Problem bescheinigt: Er leide unter der Kostenkrankheit. Während man im Industriekapitalismus nach und nach viele Tätigkeiten rationalisieren oder ganz durch Maschinen ersetzen, und dadurch billiger machen konnte, wäre das bei persönlichen Dienstleistungen nicht möglich, wodurch diese im Verhältnis zu anderen Produkten immer teurer werden. Nun ist der Rationalisierungsdruck längst auch in diesen Sektoren angekommen und die dort Beschäftigten können ein Lied davon singen. Trotzdem werden nach wie vor steigende Gesundheits- und Pflegekosten beklagt.

Sorgearbeit mit Wachstumspotenzial?

Mit dem Ende des Industriekapitalismus und der zunehmenden Finanzialisierung des Wirtschaftssystems kam aber eine neue Perspektive dazu. Angesichts der zunehmenden Lebenserwartung erwartet man einen steigenden Bedarf an Pflege und so wurden der Pflege- und Gesundheitssektor als Zukunftshoffnung für Investoren aufgebaut. Was diese Privatisierung grundlegender Bedürfnisse für die Betroffenen bedeutet, wurde schon vielfach ausgeführt. Darauf soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Hier interessiert viel mehr, dass Pflege, Gesundheit und Bildung auch von denen als Hoffnungsträger angesehen werden, denen klar ist, dass auf einem endlichen Planeten kein unendliches Wachstum möglich ist, die sich aber eine Wirtschaft ohne Wachstum auch nicht vorstellen können. Es sollten eben die ressourcenintensiven Sektoren schrumpfen, der Gesundheits- und Pflegebereich hingegen, der könne ja durchaus wachsen, das sei sogar positiv für die Gesellschaft, so die Argumentation. Nun ist es unbenommen, dass die aktuelle Pflegekrise dringend den Einsatz zusätzlicher finanzieller Mittel verlangt. Das Personal im Gesundheits-, Pflege- und Bildungsbereich gehört so aufgestockt und entsprechend bezahlt, dass ein qualitativvolles Arbeiten möglich ist.

Aber, auch hier gibt es ein Optimum, eine Grenze, bei der das Wachstum kontraproduktiv wird. Es ist ein Trugschluss, davon auszugehen, nur weil Menschen älter werden, werden sie auch kränker, das trifft keineswegs für alle Gesellschaften zu. Gerade in Österreich ist der Unterschied zwischen Lebenserwartung und gesunden Lebensjahren im europäischen Spitzenfeld, Österreicher*innen leben zwar länger als die Menschen in vielen anderen Ländern, aber nur um länger krank zu sein. Das ist vor einigen Jahren sogar der Regierung aufgefallen und sie hat Gesundheitsziele entwickelt, die aber schon vor der Corona-Pandemie wieder schubladisiert wurden. Auf den Punkt gebracht heißt dauerhaftes Wachstum des Gesundheitssystems, dass auch die Patient*innen mitproduziert werden müssen. Gerade die Pandemie-maßnahmen und die darauf folgenden Impfkampagnen standen in krassem Gegensatz zum Konzept der Gesundheitsförderung und waren geradezu ein Musterbeispiel für die Produktion von Patient*innen (hier seien ausdrücklich die ersten Wochen, wo man noch kaum etwas über das neue Virus wusste, ausgenommen).

Die Ursache ist auch hier systemisch: Mit Gesundheitsförderung ist kein Profit zu machen. Eigentlich sollte das Ziel von Gesundheits- und Pflegedienstleistungen sein, sich möglichst überflüssig zu machen, das ist aber nicht mit der Marktlogik vereinbar. Dieses Problem teilt der Carebereich mit der Lebensmittelproduktion. Kleinbäuerliche, ökologische Landwirtschaft, ohne Kunstdünger, mit selbst vermehrtem diversem Saatgut, ernährt zwar einen Großteil der Menschen, ist aber für Investoren uninteressant, daher wird sie immer weiter zurückgedrängt.

Und das führt uns zum Kern der Sache, dem Kapitalismus. Dieser basiert auf einem dualistischen Weltbild, das Geist und Körper, Kultur und Natur, Mann und Frau gegenüberstellt, hierarchisiert und eine Seite davon zur Vernutzung und Verschmutzung freigibt. Nach dieser Logik sind alle Tätigkeiten, die Sorge für Menschen und die nichtmenschliche Umwelt leisten nicht profitabel, werden nicht oder schlecht bezahlt und werden zudem ständig konterkariert. Vielen Menschen ist inzwischen bewusst, dass sie mit nahezu allem, was sie in ihrer Lohnarbeit machen, Menschen oder Umwelt zerstören, nicht umsonst sagt Marianne Gronemeyer „Wer arbeitet sündigt“. In der – ohnehin immer weniger werdenden – Freizeit reparieren sie dann unbezahlt die angerichteten Schäden bis zur Erschöpfung.

Eigentlich sollte das Ziel von
Gesundheits- und Pflegedienstleistungen sein,
sich möglichst überflüssig zu machen,
das ist aber mit der Marktlogik
nicht vereinbar.

Die ersten, die die unbezahlten und dadurch unsichtbaren Tätigkeiten ans Licht holten, waren in den 1980er Jahren die Bielefelderinnen Maria Mies, Claudia von Werlhof und Veronika Bennholdt-Thomsen mit ihrem Eisbergmodell des Wirtschaftens. Damit zeigten sie, dass der Teil der Wirtschaft, der mit Geld funktioniert und im Allgemeinen alleine als „die Wirtschaft“ bezeichnet wird, nur die Spitze eines Eisbergs ist. Diese als wertvoll angesehenen Tätigkeiten basieren jedoch auf der unbezahlten Arbeit von Frauen, auf Subsistenzwirtschaft und natürlichen Ressourcen, die gratis angeeignet werden und dieser Teil macht etwa 80 Prozent aller Wirtschaftsleistung aus, die – wie bei einem Eisberg – quasi „unter Wasser“ und deshalb unsichtbar sind. Sie nannten ihren Blick-

winkel „Subsistenzperspektive“ und wurden im wissenschaftlichen Umfeld damit nicht ernst genommen.

Wirtschaft ist Care

In den letzten Jahren wurde das Thema unter dem Begriff „Care“ wieder aufgegriffen. Der Begriff erfuhr dabei einen Bedeutungswandel – von einem spezifischen Wirtschaftssektor zu einem Funktionsprinzip des Wirtschaftens oder einer Haltung, die hinter allem wirtschaftlichen Tun steht. Exemplarisch dafür steht die Bewegung Care Revolution, die aus der Krise des Caresektors entstand, aus den Pflegestreiks und Streiks der Kindergartenpädagoginnen, aber letztlich beim Entwurf eines Wirtschaftssystems landete, bei dem Care im Zentrum steht.

Schon davor stellte die Theologin Ina Praetorius fest: „Wirtschaft ist Care“. Sie beginnt ihren Essay wie Groys mit der griechischen Philosophie, von der das dualistische Denken seinen Ausgang nahm, das seit der Neuzeit zum dominierende Denkmodell des Westens wurde. Da dieses dualistische Denken die Abwertung der Carearbeiten und schließlich die Carekrise, in der wir uns heute befinden, hervorbrachte, sieht sie konsequenterweise die Lösung in einer Abkehr von diesem dualen Weltbild, die sie in verschiedenen Bereichen auch bereits wahrnimmt.

In dem von ihr vorgeschlagenen Modell einer „care-zentrierten Ökonomie“ ist Care nicht ein unterbezahlter, wenn auch unverzichtbarer Sektor in einer kapitalistischen Wirtschaft, sondern wird zum Grundprinzip alles Wirtschaftens. Das bedeutet, dass alle wirtschaftlichen Tätigkeiten der Befriedigung von konkreten Bedürfnissen dienen, das kann auch bedeuten, ein Bett oder ein Haus zu bauen oder einen Bus zu fahren. Die Befriedigung der Bedürfnisse aller ist ja, laut Eigendefinition in Ökonomielehrbüchern, der eigentliche Zweck von Wirtschaft, der aber im derzeitigen Wirtschaftssystem, wie wir alle wissen, weit verfehlt wird. Darum spricht Praetorius auch von der „Wiederentdeckung des Selbstverständlichen“. Wenn Careaktivitäten im Zentrum stehen und die Welt aus einer Care-Perspektive betrachtet wird, verschiebt sich das gewohnte Bild. Es wird „unter anderem die Illusion einer unabhängigen menschlichen Existenz obsolet“.

Und schließlich, auf die alltägliche Praxis bezogen, wenn wir alle Tätigkeiten so erledigen können, dass unsere Bedürfnisse ebenso wie die von anderen dadurch befriedigt werden und wir dabei keinen Schaden anrichten, sind solche Tätigkeiten in sich befriedigend. Praetorius verheißt uns eine „postdualistische Daseinsfreude“ und Freiheit „diesseits unaufhörlicher Optimierungs-, Aktivitäts-, Produktions- und Kaufzwänge“.



Erinnern für Gegenwart und Zukunft

Wer erinnert, handelt, deutet die Vergangenheit und macht Aussagen zu Gegenwart und Zukunft. Erinnerung und politische Transformation hängen zusammen.

Dazu braucht es Kollektivität, das öffentlich und kollektiv Werden privater Erinnerungen. Wie lassen sich Erinnerungen verknüpfen mit den Kämpfen von heute?

ISBN 978-3-85869-967-1, 224 Seiten, € 18.–

Jahresabonnement (2 Hefte) € 27.–

Förder-Abonnement (2 Hefte) € 100.–

Gönner:innen mindestens € 350.– pro Jahr

Info zu Abo und Heft: widerspruch.ch

Caring with Nature/s

Mit der Frage, in welchem Verhältnis ökologische Fragen und Care zueinander stehen und wie wir Carekrise und Klimakrise gleichzeitig bearbeiten könnten, beschäftigt sich Daniela Gottschlich. Sie baut dabei auf die Arbeit von Joan Tronto zu „Caring Democracy“ auf. Das auch von Groys angesprochene Problem, dass Careverhältnisse leicht zu Dominanzverhältnissen werden können, dass Sorgetätigkeiten etwas Paternalistisches anhaftet, löst Tronto, indem sie zu dem „Sorgen um“ und „Sorgen für“ das „Sorgen mit“ einführt. Das verändert das Denken von einem hierarchischen, paternalistischen zu einem in relationalen Kategorien. Indem Care im Zentrum steht, richtet sich die Aufmerksamkeit auf „Beziehungen, Verletzlichkeit, Emotionen und konkrete Alltagskontexte“. Gemeinsam sorgen wir dafür, dass alle Bedürfnisse erfüllt werden, alle beteiligen sich dabei an der Aufgabe, die Bedürfnisse aller zu befriedigen, in verschiedenen Lebensphasen in verschiedenen Rollen und verschiedenem Ausmaß, aber alle können Caregeber*innen und Careempfänger*innen sein.

Eine solche Haltung, so finden Gottschlich und ihre Kollegin Christine Katz, könnte auch geeignet sein, um den Umgang mit Natur (die von ihnen immer in der Mehrzahl, als Natur/en gedacht wird), neu zu gestalten. Um die nichtmenschliche Mitwelt in ein solcherart demokratisiertes Carekonzept einzubeziehen, ist es notwendig, die Menschen aus der Rolle der „Krone der Schöpfung“ zu lösen und als ein Lebewesen unter anderen zu sehen. Sie nennen dieses Konzept „Caring with Nature/s“. Auch sie gehen von einer feministischen Kritik des Naturverständnisses und der vorherrschenden Ökonomie aus und wenden sich vom Bild des autonomen Subjekts ab. Sie verorten dieses jedoch nicht nur in einem sozialen, sondern in einem sozial-ökologischen Kontext.

„Sorgen mit“ bedeutet in diesem Kontext, „für Bedingungen zu sorgen und diese zu erhalten, die es ermöglichen, dass Natur sich zum großen Teil selber überlassen bleibt, ‚sein‘ und sich ohne Einmischung und Steuerung von außen entwickeln kann“. Solch ein relationales Naturverständnis orten sie bereits jetzt bei solidarischer Landwirtschaft oder naturnaher Waldbewirtschaftung. Der Ansatz „Caring with Nature/s“ ist keineswegs nur eine individuelle Handlungsethik, sondern taugt auch als Anregung zu kollektivem Handeln und demokratischer Transformationspraxis.

Indem Care im Zentrum steht, richtet sich die Aufmerksamkeit auf „Beziehungen, Verletzlichkeit, Emotionen und konkrete Alltagskontexte“.

Alle genannten Autorinnen sind sich einig, dass die Umsetzung einer solcherart care-zentrierten Wirtschaft nicht innerhalb des Kapitalismus möglich ist. Friederike Habermann geht hier noch einen Schritt weiter: Nicht nur den Kapitalismus gelte es zu überwinden, sondern überhaupt die Tauschlogik in jeder Form, da sie immer künstliche Knappheit und Konkurrenz herstelle und der Notwendigkeit bedingungsloser Bedürfnisbefriedigung entgegen stehe. Erst in einer tauschlogikfreien Gesellschaft könnten Caretätigkeiten ihr volles Potenzial entfalten.

BRIGITTE KRATZWALD ist
Sozialwissenschaftlerin und
Commons-Aktivistin

LITERATUR

- | | |
|--|---|
| Daniela Gottschlich:
Warum Blühstreifen
politisch sind – die
Klimakrise aus
feministischer Sicht, in:
aep informationen,
Arbeitskreis Emanzipation
und Partnerschaft, 1/2022. | Ina Praetorius: Wirtschaft
ist Care oder: Die
Wiederentdeckung des
Selbstverständlichen,
Heinrich Böll Stiftung,
2015. |
| Marianne Gronemeyer:
Wer arbeitet, sündigt ... Ein
Plädoyer für gute Arbeit,
Primus Verlag, 2012. | Joan Tronto: Caring
Democracy, New York
University Press, 2013. |
| Boris Groys: Philosophie
der Sorge, claudius Verlag,
2022. | Gabriele Winker: Care
Revolution. Schritte in eine
solidarische Gesellschaft,
Transcript Verlag, 2015. |
| Friederike Habermann:
Ausgetauscht – warum
gutes Leben für alle
tauschlogikfrei sein muss,
Ulrike Helmer Verlag, 2018. | dieselbe: Solidarische Care
Ökonomie. Revolutionäre
Realpolitik für Care u.
Klima, Transcript Verlag,
2021. |

Neuerscheinungen



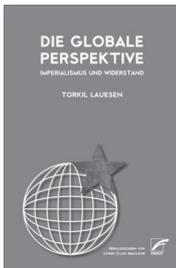
Aus dem Nachlass
des großartigen
Kapitalismuskritikers

David Graeber
Einen Westen hat es
nie gegeben |
Fragmente einer
anarchistischen
Anthropologie
204 Seiten | 16 €



Für eine neue
Klassenpolitik in
Zeiten zunehmender
Prekarisierung

AngryWorkers
Class Power!
Über Produktion und
Aufstand
528 Seiten | 24 €



Antiimperialistische
Analyse des kapitalistischen
Weltsystems
– herausgegeben vom
Lower Class Magazine

Torkil Lauesen
Die globale Perspektive
Imperialismus und
Widerstand
408 Seiten | 24 €



Ein Plädoyer für eine
Heimat als Kultur des
sich Verortens und
Dazugehörens

bell hooks
Dazugehören
Über eine Kultur
der Verortung
232 Seiten | 16 €



Berührend gezeichnete
Reportage über die
Revolution und den
demokratischen Auf-
bruch in Nord-Syrien

Janet Biehl
Reise nach Rojava
Eine Comic-Reportage
254 Seiten | 19,80 €



Seit 30 Jahren - der
tägliche Begleiter für
die antifaschistische
Hosentasche

Kalendergruppe
Antifaschistischer
Taschenkalender 2023
200 Seiten | 8,90 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

IMMATERIAL WORLD

Mit dem Begriff Care wird eine lange verunsichtbarte Voraussetzung für die produktive Verwertung von Arbeitskraft in die Aufmerksamkeit geholt: die reproduktive Herstellung (Kinder), Wiederherstellung (Lohnarbeitende) und Erhaltung (Kranke und Alte) menschlich-leiblicher Existenz. Alles, was der Kapitalismus nicht aus eigener Funktionslogik erschaffen und erhalten kann, er gleichzeitig als unabdingbare Voraussetzung braucht, wird aus der Wertverwertung ausgegliedert und an Frauen* delegiert. Roswitha Scholz bringt dieses Verhältnis als Wertabsplattung auf den Begriff. Als Rechtfertigung und ideologische Fundierung werden dabei Frauen* Eigenschaften und Fähigkeiten zugeschrieben, die sie besonders für Care-Tätigkeiten prädestinieren sollen: interpersonale Empathie, Achtsam- und Einfühlbarkeit, verantwortungsvolle Beziehungsorientierung, soziale Multitaskingfähigkeit etc.

Dieser Formkritik widerspricht nicht, dass Teilbereiche des Care wiederum in die Verwertungslogik des Kapitals einbezogen und zum Gegenstand von Profiterzeugung gemacht werden. Die Tätigkeitsweisen von sachbezogener Produktionsarbeit und interpersonaler Reproduktionsarbeit sind jedoch völlig unterschiedlich. Frigga Haug folgend unterliegt die auf der Schaffung von Waren gerichtete Lohnarbeit einer Zeitsparlogik (in immer kürzerer Zeit immer mehr aus der Arbeitskraft herausholen), während die auf Personen gerichteten Care-Tätigkeiten eher eine Zeitverausgabungslogik (sich Zeit nehmen für den Aufbau und die Pflege interpersonaler Beziehungen) einfordern. Dennoch kann Care auch als Lohnarbeit verausgabt werden, wodurch diese jedoch entgegen ihrer bedürfnisorientierten Beziehungsweise einem Zeitsparregime (Fallpauschalen, Zeitbudgets etc.) unterworfen wird, was sie tendenziell dehumanisiert.

Nach Berechnungen von Gabriele Winker entfielen 2015 in Deutschland 64 Prozent aller Arbeitsstunden auf Care-Tätigkeiten, 56 Prozent unentlohnt und 8 Prozent entlohnt. Mit 44 Prozent ist der Bereich der Lohnarbeit (einschließlich entlohnter Care-Arbeit) deutlich kleiner als der Bereich des unbezahlten Care. Für Österreich und die Schweiz wurden ähnliche Zahlen ermittelt. Beides zusam-

Stefan Meretz

Sorge

men, die Abspaltung von der Wertproduktion und die partielle Unterwerfung von Care unter die Verwertungslogik hat zu einer Krise der Reproduktion geführt, so Winker.

Die hier sehr gerafft dargestellte Beschreibung der Krisenerscheinungen wird von vielen geteilt. Auf eine Formkritik wird jedoch häufig verzichtet. Stattdessen werden andere Erklärungen angeführt. So sieht Ina Praetorius die Ursache für die Sphärenspaltung in der bereits in der Antike gegründeten patriarchalen dichotomen Identifizierung der „Arbeit“ mit dem „Männlichen“ und der „Natur“ mit dem „Weiblichen“. Die bürgerliche Aufklärung habe es versäumt, die vormoderne Dichotomisierung der Menschheit zu überwinden. Die Durchsetzung der Vernunft gegen mystisch-religiöse Denkweisen sei nur eine Teilaufklärung gewesen. Die Lösung sieht sie folglich darin, „die dichotome Ordnung als solche für nichtig zu erklären“, denn bei gesellschaftlicher Bedürfnisbefriedigung gehe es doch immer um Sorge und Vorsorge. Sie proklamiert: „Wirtschaft ist Care“.

Damit trifft Praetorius einen zentralen Punkt, eine Selbstverständlichkeit: Alles, was Menschen zum Leben brauchen, schaffen sie sich. Oder anders ausgedrückt: Menschen stellen ihre Lebensbedingungen gesellschaftlich-vorsorgend her. Insofern gilt: Gesellschaft ist Care. Das im Kapitalismus daraus entbettete und verselbständigte Teilsystem Wirtschaft ist es jedoch nicht – und kann es in formkritischer Sicht auch nicht sein. Die Nichtigerklärung und die Anrufung, Wirtschaft solle bitte Care sein, werden nicht ausreichen, um den monetären „arbeitsteiligen Erwerbszweigen“, die Praetorius ansonsten für „selbstverständlich“ hält, einen nicht-monetären Care-Bereich gleichrangig oder gar vorrangig zur Seite zu stellen. Das verkennt die destruktive Wirkung der Verwertungslogik, die erst das Verhältnis von Wert und Abspaltung durchgesetzt hat. Zwar ist das Patriarchat, auf dem die Wertabspaltung aufsetzen konnte, schon viel älter, doch seine gegenwärtige Form bekam es erst mit dem Kapitalismus.

Die Kritik der sozialen Form der Warenproduktion als selbstzweckhafte Wertverwertung und ihrer

Abspaltung reichen allerdings nicht aus. Eva von Redecker hat auf die der Kapitalverwertung vorausgesetzte absolute Verfügung über „Sachen“ hingewiesen, die als Privateigentum schließlich rechtlich kodifiziert wurde. „Sachen“ können dabei alle dem Subjekt „äußerlichen“ zu Objekten gemachten Verhältnisse sein: Dinge, Menschen, Natur.

Mit der Konstitution von dem Individuum äußerlichen Objekten einher geht die Schaffung des souveränen Subjekts, das über die Objekte herrscht. Anders ausgedrückt: Souverän und damit „frei“ ist das Subjekt, das über Eigentum verfügt. Darin liegt das Freiheitsversprechen des Kapitalismus, auch für die Eigentumslosen, denn jede:r kann Eigentum erwerben.

Mit der Sachherrschaft thematisiert Eva von Redecker die qualitative Dimension des Eigentums und überschreitet damit die häufig bloß quantitativ gestellte Eigentumsfrage („Wer verfügt und verteilt an wen wieviel?“). Die durch die Sachherrschaft erzeugten Herrschaftsverhältnisse treten als sektorale Privilegierungs-Diskriminierungs-Komplexe auf: Sexismus, Rassismus, Klassismus, Ageismus, Ableismus etc. Trotz teilweise schwindender materiell-rechtlicher Grundlagen bestehen die sektoralen Herrschaftsverhältnisse weiter. Ihre ideologische Stabilität gewinnen sie aus einer Haltung, die Eva von Redecker Phantombesitz nennt. Es ist der Anspruch von Subjekten, ihre real bröckelnde Souveränität durch andauernde Verfügung über objektifizierte Andere (oder Anderes) aufrechtzuerhalten. Als rabiater-gewaltförmige Orientierung finden wir das in rechten Bewegungen, etwa bei Trump, Orban, Bolsonaro, Putin.

Eine Care Revolution muss sowohl die Verwertungs- wie die Eigentumslogik angehen. Das bedeutet, eine andere Beziehungsweise (Bini Adamczak) durchzusetzen, die eine neue Reproduktionsweise ermöglicht und die ideologischen Formen des Phantombesitzes überwindet. Die Commons sind eine solche bereits heute schon in Ansätzen machbare soziale Form der Reproduktion, die als Commonismus gesellschaftlich allgemein werden kann.

Alexander Maly

Blick aufs Unwesentliche

Zu den Tücken des kleinen Finanzmanagements

Zu jeder Sorge – um sich selbst, oder auch um Angehörige, Freunde, Nachbarn etc. – gehört auch die Sorge ums Geld. Je mehr jemandes Fähigkeiten nachlassen, mit Geld umzugehen, desto gefährlicher wird es für sie oder ihn. Logistische Unterstützung „von außen“ wird wichtiger. Zu beobachten ist, dass die Finanzwelt diese Unterstützung immer schwieriger macht. Dass sie dabei aber so gar nicht in die Pflicht genommen wird, erstaunt immer mehr.

Das „kleine Finanzmanagement“ ist aufwändig: So soll zum Beispiel die Heimhilfe für jemand Bettlägerigen jeden Tag einkaufen gehen. Wie aber kommt sie zum Geld? Manche Angehörige organisieren eine Schachtel, geben Geld hinein, platzieren diese in der Wohnung des Betroffenen und müssen immer wieder überprüfen, ob die Heimhilfe halbwegs korrekt die Belege und das Retourgeld in die Schachtel wirft. Große Betreuungsorganisationen, wie Caritas, aber auch Erwachsenenschutzvereine, behelfen sich mit Sparbüchern, die von den Angehörigen „befüllt“ werden, so dass die Organisationen ihren Mitarbeiterinnen das Geld ersetzen können. Allzu häufig wird auf der Ebene des kleinen Geldmanagements gar nichts organisiert, was dazu führt, dass manche Heimhilfe mit der Bankomatkarte samt PIN auf „Vertrauensbasis“ Geld organisiert oder Überweisungen veranlasst. Eine Vorgangsweise, die nach Ansicht der Finanzmarkt-aufsicht illegal ist und – wenn etwas schief geht – zu einer fristlosen Entlassung der Heimhilfe führen würde.

Hier wird auf die unterste Ebene Verantwortung geschoben, während die eigentlichen Geldverwalter, die Banken, ihre Erreichbarkeit weiter drastisch reduzieren: Filialen werden geschlossen oder „entpersonalisiert“. Überdies haben sie beschlossen, „physische Sparbücher“ ersatzlos zu streichen – wie damit umzugehen sein wird, wissen selbst die Betreuungsorganisationen noch nicht.

Mit Blick aufs Unwesentliche wurde dafür vom Bankenverband bekannt gegeben, dass nun auch Menschen im Pensionsalter Kredite bekommen können. Den Pensionistenorganisationen von SPÖ und ÖVP hat es anscheinend genügt, sie stellten keine weiteren Forderungen.

Versuche, praktikable Lösungen für das kleine Geldmanagement im wachsenden Pflegesektor zu entwickeln, gibt es seit etwa vier Jahren. So hat der winzige Verein-FAZ (Verein zur Förderung assistierter Zahlungsdienstleistungen) ein Programm und eine App entwickelt. Das Programm ist für die Betreuungsorganisationen, die App für deren Mitarbeiterinnen vor Ort. Damit könnten auch mehrere Betreuungspersonen kleine Geldgeschäfte für mehr als einen Klienten erledigen, ohne dass jemand „händisch“ Abrechnungen erstellen muss. Natürlich funktioniert das nur, wenn die technischen Möglichkeiten des elektronischen Zahlungsverkehrs genützt werden können.

Aber hier tut sich ein weiteres Problem auf: Der elektronische Zahlungsverkehr ist extrem monopolisiert. Es gibt nur zwei Zugänge, entweder über eine Bank, oder über einen Pre-paid-Kartenanbieter (z.B. MasterCard, Visa). Letztere fallen wegen der exorbitanten Gebühren aus – immerhin sind bis zu 10(!) Prozent des „Umsatzes“ zu kalkulieren. Bleiben also bloß die Banken. Allerdings: Die dafür notwendige Anbindung an eine Bank ist – trotz vieler Vorgespräche – bis jetzt nicht gelungen.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass die Problematik fast alle Länder mit einem „entwickelten“ Bankensystem betrifft und nirgendwo eine brauchbare Lösung für assistierte Zahlungssysteme existiert. Also werden die betroffenen Menschen weiter damit leben müssen, dass sie entmündigt werden, sobald sie nicht mehr in der Lage sind, eine Bank aufzusuchen, oder e-Banking zu betreiben.

Christine Frey

Eine Putzfrau, die schreibt

„Unter uns gesagt, das Dienen – vorzugsweise mit einem Lächeln – ist also unvermeidlich.

Aber wir dürfen es nicht zugeben.

Wenn einer nicht umhinkann, Sklaven zu halten, ist es dann nicht besser, er nennt sie freie Menschen?

Einmal um des Prinzips willen, und zum zweiten, um sie nicht zur Verzweiflung zu treiben.“

(Albert Camus)

Nimmt man die Perspektive von Menschen, die unten sind, ernst? Vertraut man nicht viel lieber akademischen Fachleuten, die einem vom Schreib-tisch aus erklären, was Ausbeutung ist, ohne sie kaum je am eigenen Leib erfahren zu haben?

Es gibt Aktivistinnen und Aktivisten, die sich an Bäume ketten, weil diese für ein ökologisch wider-sinniges, aber ökonomisch ertragreiches Projekt gefällt werden sollen. Bäume, manchmal ein gan-zer Wald, sollen niedergemacht, gefällt werden, weil sie dem System im Weg stehen. Putzleute in aller Welt, oder sollte ich nicht besser sagen Dienstboten und Dienstbotinnen?, werden nicht gefällt, sondern nur verbraucht, gebraucht, sie ste-hen nicht im Weg, sondern verrichten als zumeist nicht wahrnehmbare Wesen ihre Arbeit. Sie wer-den nicht gefällt, sondern gebrochen, wenn sie nicht über eine starke innere Natur verfügen, sich von einer Religion, einer Familie oder sonst etwas Stabilisierendem getragen fühlen und gestützt werden.

Wer „unten“ ist, schämt sich oft, ich jedenfalls schäme mich jedes Mal, wenn ich bei einem Arzt-besuch, einem Behördentermin oder sonst wo meine Berufstätigkeit angeben muss: Putzfrau. Meistens sage ich Haushaltshilfe, das klingt nicht so schrecklich.

Das Gegenteil einer Karrierefrau ist eine Putzfrau. „Karriere“ war und ist in meiner Sprache ein Gän-sefüßchen-Wort, das, was damit gemeint ist, hatte für mich nie Bedeutsamkeit. Karrieremann ist et-was, worüber man beim Lesen stolpert, beim Mann ist es ja selbstverständlich, dass er strebt, ehrgeizt, nach oben will, und sich nicht in die Weiten des Lebens verliert. Was das Wirtschafts-

wachstum für das herrschende ökonomische Sys-tem, ist die Erfolgsorientierung oder das Karriere-streben für das Berufsindividuum.

Gibt es nichts Schlimmeres, als in einem Land wie der Schweiz putzen zu gehen? Ja, es gibt so viel Schlimmeres, dass ich es mir gar nicht vorstellen kann. Ich denke an Sklaverei, die auch heute noch nicht überwunden ist, auch wenn die Menschen keine Ketten tragen. Ich denke an die zumeist weiblichen Hausangestellten, die in libanesischen Haushalten beschäftigt sind. An Bauarbeiter in Katar. An Latrinenreiniger in Indien. An „Zimmer-mädchen“ in von Sauf-touristen bevölkerten Hotels in Spanien oder anderswo. Etc.! Ich putze „nur“ für meinen Krankenkassenbeitrag, für Bücher, eine Stehplatzkarte in der Oper, Kleinigkeiten – das Geld ist schnell weg, und manchmal mehr als weg, dann schenkt oder leiht mir mein Partner was.

In der mir zugewiesenen Bedeutungslosigkeit schreibe ich nun als „Aktivistin“ meiner selbst an gegen die Drecksarbeit, die ich verrichten muss. Ich will mich nicht aufgeben. Ein symbolischer Akt, der „nichts bringt“. Mein Vorteil gegenüber den Bäumen – ich kann reden, schreiben. Mein Vorteil gegenüber denen, die so viel arbeiten müs-sen, um sich oder ihre Familie am Leben zu erhal-ten (und vielleicht auch Lesen und Schreiben nicht richtig lernen durften), so dass sie nur noch müde sind und kaum genug Ressourcen für die einfach-sten Freuden des Lebens haben, ist, dass ich nur wenige Stunden putze und Bildung genossen habe, vor langer Zeit. (Ja, ein Genuss war es zum Teil wirklich.)

Ich habe mich nie für Zahlen interessiert, habe auch kein Talent dafür, sondern für Zusammenhänge, Sinn, Gründe, so habe ich Philosophie und vergleichende Religionswissenschaften studiert. Das ist eher Bildung als Ausbildung oder Zurichtung für den Arbeitsmarkt. Nach dem Studium stand ich vor dem Nichts, nicht vor unbegrenzten Möglichkeiten. Ich musste mich durchkämpfen, das heißt arbeiten, nehmen, was kommt, das war meist nicht schön, nicht gut, und fast immer schlecht bezahlt. Apropos können – können tut man tatsächlich nicht viel, als Magistra der Philosophie. Gut lesen, Urteile begründen, Wissen und Meinen unterscheiden, falsche Denkmuster als solche entlarven, die Freiheit immer wieder hochhalten, sich ums Verstehen bemühen – ja, das kann ich, aber das kann man nicht brauchen und verwerten, eigentlich in keinem Land der Welt. Jedenfalls habe ich noch nie eine auf mich passende Stellenausschreibung gefunden. (Typische Entgegnung auf die eben gemachte Bemerkung – ah ja, du bist nie auf die Idee gekommen, dir selbst einen Job zu kreieren? Oder: Ja, da muss man halt kreativ sein, es wird einem nicht alles passend serviert.) Wenn ich über meine wirklichen oder vermeintlichen Fähigkeiten schreibe, ist es mir, ein paar Minuten nachdem ich das Laptop zugeklappt habe, fast peinlich. Das sind ja geradezu Loser-Fähigkeiten, also keine.

Auf Kreta im Urlaub traf ich 2012 einen Schweizer. Vier Jahre Fernbeziehung, und 2016 Übersiedlung in die Schweiz. Dort waren über zehn Jahre Berufserfahrung in der „beruflichen Integration“, ich war Arbeitsvermittlerin in einem Jobcenter (im sogenannten „Hartz IV“-System), wertlos. Gut hat es, wer in die Schweiz als Ärztin, Informatikerin,

Pflegefachfrau oder sonstige Expertin geht – der Rest, zumal über 50 Jahre alt, kann nicht wählerisch sein. Alte pflegen, in einem Kiosk, der 365 Tage im Jahr geöffnet hat, Zeitungen oder Brezen verkaufen oder eben in Privathaushalten putzen. Dafür sind Ausländerinnen und Ältere dann doch gut genug.

Um die Odyssee der verschiedenen Arbeitsversuche seit meiner Übersiedlung in die Schweiz zusammenzufassen, denn da ist einiges zusammengekommen: Nun arbeite ich als Putzfrau. Ich mache das seit Juni 2018, seit Oktober 2016 lebe ich in der Schweiz. Anfangs habe ich Urlaubsvertretungen übernommen, als Neue im Betrieb hatte ich noch kaum eigene, feste Kunden, für deren Haushaltsreinigung ich im Wochen- oder Zweiwochenrhythmus verantwortlich werden würde. Ich werde von einer Firma, die mich nach den gearbeiteten Stunden bezahlt, in diese Haushalte geschickt, mit klaren Anweisungen, was zu tun ist. Meine Arbeitsstunde dauert 55 Minuten, wenn eine Kundin drei Stunden Reinigung will, dann bekommt sie zwei Stunden und fünfundvierzig Minuten. Die Auftraggeberinnen haben damit das Gefühl, ihre Putzfrau bekommt fünf Minuten Pause jede Stunde, und außerdem bezahlen sie nur 55 Minuten, was auf den ersten Blick einen kleinen Vorteil ausmachen dürfte im Vergleich zu den Putzfirmen, die 60 Minuten abrechnen. Ich bekomme natürlich keine Pausen bezahlt, sondern nur 55 Minuten Arbeitszeit, auf der Basis des Mindestlohns für die Reinigungsbranche. Ich erhalte kein Geld, wenn der Auftraggeber wegen Urlaub absagt, wenn die Reinigungsstunden auf einen Feiertag fallen oder wenn ich Urlaub habe. Denn das Urlaubsgeld, ebenso Feiertagsentschädigungen

mandelbaum verlag

PABLO SERVIGNE, RAPHAËL STEVENS
WIE ALLES ZUSAMMEN BRECHEN KANN
Handbuch der Kollapsologie
übersetzt von Lou Marin

PABLO SERVIGNE, RAPHAËL STEVENS
WIE ALLES ZUSAMMENBRECHEN KANN
Handbuch der Kollapsologie
316 Seiten
22,- Euro



GIORGOS KALLIS, SUSAN PAULSON, GIACOMO D'ALISA, FEDERICO DEMARIA
GEGEN WACHSTUM
Degrowth: Argumente & Strategien
Übersetzt von Max Heninger

132 Seiten
15,- Euro

GERHARD HANLOSER (HG.)
IDENTITÄT & POLITIK
Kritisches zu linken Positionierungen
266 Seiten
22,- Euro

IDENTITÄT & POLITIK
Kritisches zu linken Positionierungen
herausgegeben von Gerhard Hanloser

kritik & utopie

und Weihnachtsgeld sind in den sagenhaften 22,50 Franken brutto, die ich verdiene pro Reinigungsstunde, schon enthalten. An Weihnachten schickt die Firma eine Karte mit einem Einkaufsgutschein im Wert von 50 Franken.

In der Selbstdarstellung auf ihrer Webseite lobt sich die Firma für ihren fairen und gesetzeskonformen Umgang mit ihren Putzfrauen. Na, was denn sonst? „Ausbeutung war vorgestern“, heißt es da zum Beispiel. Da bin ich aber froh! „Fairwashing“ nenne ich das, auch andere Putzfirmen betreiben es. Die Einführungen bei den Kunden haben anfangs lang gedauert, ich war mit einer Kundenbetreuerin einmal einen Vormittag lang unterwegs, dann hat es sich eingependelt, mit Hin- und-her-Fahren, sich vorstellen, die Wohnung anschauen, Sonderwünsche besprechen, bei etwa zwei Stunden, die ich „gearbeitet“ habe, ohne dafür bezahlt zu werden – meine Firma weist dies als besonderen Service an den Putzfrauen aus, dass sie einen vor der ersten Reinigung beim Auftraggeber präsentieren und man sich gegenseitig „beschnupert“, meistens sind die Leute ja nicht da, wenn ich zum Putzen komme, so wissen sie, wer sich künftig um ihren Dreck kümmert. Auch der verpflichtende Einführungskurs für Putzfrauen, mehr als drei Stunden, wurde nicht bezahlt. Wenn mein Putztag auf einen Feiertag fällt, bekomme ich nichts, wenn ich im Urlaub bin, auch nichts, und wenn ein Auftraggeber nicht will, dass ich komme, wegen Besuch, Corona-Gefahr, Urlaubsabwesenheit, krankem Kleinkind, wieder nichts. Die Differenz zwischen meinem Bruttoarbeitslohn für 55 Minuten und dem, was der Kundin in Rechnung gestellt wird, beträgt 17,40 sFr. Davon leben die Verwaltungskräfte, die Chefin, die Chefin der Chefin, davon werden Geschäftsräume bezahlt, Webseiten, Werbung. Wenn ich in Urlaub gehe, dann informiert die Firma meine Kunden und bietet Ersatz an. Die wenigsten nehmen dies an, umso säuischer sieht es aus, wenn ich wiederkomme. Es ist mir übrigens verboten, über meine Arbeitsbedingungen oder über meinen Lohn zu reden. Die Firma zahlt den Tariflohn, der im GAV (Gesamtarbeitsvertrag für die Reinigungsbranche) festgelegt ist. Dieser GAV ist eine Frechheit, der blanke Hohn, wahrscheinlich eine verdeckte Strafe dafür, dass jemand überhaupt putzen geht. Auch in der Schweiz ist Geiz gegenüber den Schlechtergestellten vernünftig und in Ordnung. Seit mehr als vier Jahren putze ich fürs gleiche Geld wie zu Anfang.

Lebensräume, Dinge

Über Ökologie wird zwar viel geredet, sie findet im Haus (griechisch: oikos) aber meistens nicht statt. Permanentes Chaos, von allem zu viel, Überfüllungszustände, Wohlstandsverwahrlosung, im Kühlschrank Vergammeltes, Verschwendung, Narzissmus, das sind Stichworte, wenn ich beschreiben soll, wie es in den Haushalten aussieht, in denen ich putze. Ich kann nur skizzieren, was ich sehe. Was in den Kühlschränken steht – Nahrungsmittelaccessoires, Lebensmittel kann man das nicht nennen, aber zum Kochen mit richtigen Lebensmitteln fehlt (wie auch zum Putzen) die Zeit. Das Mindesthaltbarkeitsdatum mehrere Wochen überschreitender Lachs, mehrere Packungen davon. In der Papiertüte vom letzten Einkauf vier Melonen, zwei davon schon schimmelig. Eine Packung Heidelbeeren aus Chile, im Februar, fast unangetastet im Abfall. Zwei Packungen Erdbeeren aus Spanien, im März, auf der Küchenablage, eine Packung mit schon angeschimmelten Früchten, darunter noch ein Packerl ungeöffnet. Immer wieder eine makellose Cocktailltomate im Müll, mir unbegreiflich warum. Fleisch zum Super-günstig-Preis, wegen des nahen Ablaufdatums, in großen Mengen *nach* dem Ablaufdatum im Kühlschrank. In den anderen Räumen Bilder, Fotos, ewig lächelnde bzw. Zähne bleckende Gesichter, beim Skifahren, beim Proseccotrinken, am Strand, Paarfotos. Wissen sie nicht, wer sie sind, wenn sie sich nicht immer auf Lichtbildern anschauen? Trophäen von Reisen, 30-Jährige haben Bücher im Regal, die einem sagen, was man unbedingt gesehen haben muss, bevor man stirbt. Ob der Planet dabei draufgeht, ist schnurzegal – Reisen ist die globalisierte moderne Weltreligion derer, die sie sich leisten können. Sammelleidenschaften: über 40 Baseballkappen. 12 Sonnenbrillen. 14 Paar Laufschuhe. Manchmal zähle ich, um in diesem Wahnsinn etwas Vernünftiges zu tun. Da kommen dann sogar die Ikea-„Aufbewahrungslösungen“ an ihre Grenze. Ebenso in den Bädern, Ablagen und Fensterbretter und Spiegelschränke mehr als voll, jede Partie des Körpers wird bearbeitet, insbesondere die Haare. So viel Schönheits-, Energie-, Harmonie- und Wohlfühlversprechen aus Tiegeln und Plastikflaschen – komisch, dass die Leute trotzdem nicht besser aussehen. In Kinderzimmern scheint das Motto zu herrschen, dass nur viel zu viel genug ist, hier ist das, was man „Materialismus“ oder „Konsumismus“ nennt, am augenfälligsten. Geschmack haben die Leute keinen, Stil auch nicht, das kann man nicht kaufen.

Foodwaste, CO₂-Emissionen durchs Fliegen, Nachhaltigkeit, Qualität statt Quantität, achtsamer kaufen, verbrauchen – Fehlanzeige. Nur in sehr wenigen Haushalten, in denen ich geputzt habe, war davon etwas zu spüren. Entsprechend ist mein ökologischer Pessimismus in den letzten Jahren noch größer geworden.

Menschen – oder das, was ich von ihnen mitbekomme

Die Leute sind meistens nicht da. Zum Glück. Bei einer Familie war seit dem Ausbruch der Coronapandemie für die Frau Home-Office angesagt. Sie ist eine promovierte Pharmazeutin, die für das Gesundheitsministerium arbeitet, Anfang 40. Die Kinder etwa 6 und 8 Jahre alt. Wenn die Kinder wegen Ferien oder wegen Schulschließungen zuhause sind, ist es schwieriger für mich, als wenn nur die Mutter oben im Schlafzimmer ihrer Arbeit nachgeht. Die Kinder haben mich – inzwischen arbeite ich in diesem Haushalt nicht mehr, nach drei Jahren hat's mir dort gereicht – nie begrüßt. Anfangs dachte ich, ach, das kommt schon noch, sind halt schüchtern. Kam aber nicht. In den drei Jahren haben sie mich bestimmt dreißig Mal gesehen – und nie begrüßt, sie haben nicht mal weggeschaut. Ihre akademischen Eltern haben wahrscheinlich ein Erziehungsideal, das da lautet, dass ihre Kinder freie Wesen sind, die nicht grüßen müssen, wenn sie keine Lust dazu haben. Allein über den Groll, den ich empfunden habe, wenn sie vormittags auf dem Sofa saßen, vor dem Fernseher

– stundenlang, auch bei bestem Wetter, trotz Garten und etwa einer Million Spielsachen –, könnte ich ein paar Seiten schreiben. Die Großmutter saß zur Kinderbetreuung bei ihnen, wenn ich mit dem Staubsauger anrückte, hob sie die Beine, damit ich unter dem Sofa saugen konnte und das Zeug her vorbrachte, das die Kinder fallen ließen, ohne es aufheben zu müssen. Die Kinder werden zur künftigen Elite gehören, beide Eltern promovierte Akademiker, sie wachsen in einem gediegenen Stadtrandviertel auf, in dem ein Haus nicht unter einer Million Franken zu haben ist, sie werden gefördert, gefordert, betreut, verwöhnt – also klasstypisch erzogen.

Es gibt sehr alte Leute, für die zu putzen ist auch kein Vergnügen, aber wer älter als 80 Jahre alt ist, hat vielleicht wirklich Hilfe nötig. Eine fast blinde Rentnerin, inzwischen 90 Jahre alt, Raucherin. Im Berufsleben war sie in einer Führungsposition in der Erwachsenenbildung tätig und ist das, was mein Lebensgefährte eine „Cupli-Sozialistin“ („Salon-Linke“) nennt. Sie lebt seit dem Tod ihres Mannes, der schon mit Mitte 60 gestorben ist, allein in einer 4-Zimmer-Wohnung. Ihr Neffe, der einzige Erbe, den sie hat, denn sie ist kinderlos, sagte eines Tages zu ihr, Tante, so geht das nicht mehr, du musst jemand kommen lassen, du siehst das nicht, aber es ist grusig hier.

Es ist grusig, ja. Bevor sie die Putzfirma engagierte, hat sie schon lang nicht mehr gut gesehen. Und 40 Jahre Nikotin haben ihre Spuren hinterlassen, in ihrem Gesicht wie an den Wänden, an allem, was man sieht. Anfangs bin ich gern zu Frau K. gegangen, sie war witzig, hat Esprit, politisch eher links – ihr Mann war sogar Kommunist – sie hat viel gelesen, hat gut gelebt, und sie hat sich mit mir unterhalten, während ich meiner Arbeit nachging. Sie hat öfters nach meinen Arbeitsbedingungen gefragt, und sich darüber empört. Dabei hat ihr ihr Neffe zu meiner Firma geraten. „Die sind billig, hat mein Neffe zu mir gesagt.“ Wer wohl den Preis für dieses „billig“ zahlt, dachte ich.

Frau K. ist zumindest symbolisch solidarisch und schimpft auf meine Arbeitsbedingungen oder auf die Ungerechtigkeiten in der Bezahlung, die solche Leute wie ich oder Supermarktkassiererinnen oder Pflegekräfte erdulden müssen. Sie schenkt mir zu Weihnachten 100 Franken, und zu meinem Geburtstag auch. Ich habe am gleichen Tag wie ihr verstorbener Mann Geburtstag, nur ein paar Jahrzehnte später.

contraste
zeitung für selbstorganisation
459 39. JAHRGANG DEZEMBER 2022 4'50 EUR



SCHWERPUNKT
Ziviler
Ungehorsam

www.contraste.org

Als ich bei ihr angefangen habe, war sie 86 Jahre alt, jetzt ist sie 90. Altern hört nie auf, und inzwischen ist die Kommunikation sehr reduziert, sie hört sehr schlecht, und so ist das Zwischenmenschliche eingefroren, auf Floskeln reduziert.

Als ich in ihrer Küche Maden entfernt habe, das war in der Anfangszeit meiner Einsätze, war sie entsetzt, und es nagte wohl an ihrem Selbstbild. Sie hat sich um die Badewanne gesorgt, in der ich den Mülleimer ausgewaschen habe. Kein Wort dazu, dass es ihr etwa leidtäte, was ich da Ekliges zu erledigen hatte. (Am Abend habe ich damals zu meinem Partner gesagt: So, heute eine Flasche Rotwein. Zum Runterspülen. Unter der Dusche habe ich länger als sonst zugebracht. Und meinen gepflegten Haushalt sehr geschätzt.) Mit gouvrenantenhafter Autorität habe ich ihr gesagt, dass sie künftig doch bitte Fleischabfälle und -verpackungen nicht mehr in ihren Hausmüll schmeißen soll, sondern in einem kleinen Plastikbeutel am gleichen Tag in einen öffentlichen Abfallkübel – sie geht noch täglich außer Haus.

In meiner Anfangszeit, als ich hauptsächlich Urlaubsvertretungen gemacht habe, putzte ich bei zwei Gleichstellungsbeauftragten, Google hat mir das mitgeteilt, als ich die Namen eingegeben habe. In beiden Haushalten Bücherwände, Werke, wie sie in den Studiengängen Soziologie, Philosophie, Gender Studies oder Literaturwissenschaften gelesen werden. Beide Frauen lernte ich kurz kennen, keine Arroganz, Freundlichkeit die wenigen Augenblicke lang, die ein Begrüßen oder Verabschieden ausmachen.

Bei einer jungen Gymnasiallehrerin, verheiratet, zwei Kinder, schicke Wohnung, Design, Bücher, ein wenig Kunst an den Wänden, ein Kafka-Zitat gerahmt als Poster. Der erste Einsatz, 3 Reinigungsstunden, also 2 Stunden 45 Minuten. Ich schaffe es nicht, brauche eine halbe Stunde länger, bin danach leicht lädiert, auch stimmungsmäßig. Nach zwei Wochen wieder dort, auf der Ablage im Flur eine schriftliche Mitteilung – „Feedback“ zu meinem ersten Einsatz: Auflistung von dem, was ich künftig bitte auch noch machen sollte, welches Reinigungsmittel ich bitte für die Küchenablage nehmen soll etc. Dazu eine Schokoladenkugel. Außer mir vor Wut zerdrücke ich die Schokokugel und fange an, wie ein Berserker herumzuputzen. Diesmal bin ich eine viertel Stunde länger beschäftigt. Die Frau und ihr Mann sind übrigens auf einem an der Wand hängenden Foto zu sehen unter der Fahne der SP, der sozialdemokratischen

Partei der Schweiz. Ich bitte nach diesem Einsatz, den Brief der Dame in der Hand, meine Firma, mich dort nicht mehr einzusetzen, mürrisch kommt man mir entgegen, ein Anruf bei der Kundin, doch eine halbe Stunde mehr zu buchen, lehnt diese ab. In diesem Jahr hingen überall die lila Fahnen mit dem Aufruf zum Frauenstreik. Solidarität von Frauen für Frauen. *Für welche Frauen? Sind es akzeptierte Kollateralschäden des Feminismus, dass es Putzfrauen nicht gut geht?*

Diese Arbeit wirkt wie grobes Sandpapier an Leib und Seele. Ich denke jedes Mal, wenn ich wieder einen Einsatz habe, das muss aufhören, das geht so nicht mehr weiter, ich halt es nicht mehr aus – wie eine Platte mit einem Sprung –, ich stecke da in was drin, und finde keinen Weg heraus. Ich tröste mich mit momentan eher unrealistischen Versprechen – halt durch, da kommt noch was Besseres.

Putzen – eine Zusammenfassung:
ist körperlich einseitig und ungesund belastend
(Körperhaltung, Reinigungsmittel einatmen)

+ auf gar keine Art positiv (für mich zumindest) – man macht es nur fürs Geld

+ stimuliert überhaupt nicht die eigene Entwicklung, man lernt nichts dazu, erweitert nicht seine Handlungskompetenz, macht nie etwas Spannendes, wächst nicht über sich hinaus durch gute Anforderungen, man wird nicht „gesehen“, sondern nur gebraucht

+ man macht etwas Unangenehmes, in vielen Haushalten, was die Menschen, die einen engagieren, nicht einmal in ihren eigenen vier Wänden machen wollen

+ man ist sozioökonomisch unten, zuunterst, weniger verdienen kann man legal nicht, und noch weniger Achtung kann man auch nicht bekommen, zumindest als Arbeitnehmerin (noch tiefer in der Achtungshierarchie sind wohl nur noch Langzeitarbeitslose angesiedelt)

+ angenehme Begleiterscheinungen eines halbwegs verträglichen Angestelltenjobs wie soziale Kontakte, Weiterbildungsangebote, bezahlter Urlaub – nichts davon

+ fehlende Kollegialität im Sinn von sich stärkender Solidarität – Putzfrauen im Privathaushalt sind Einzelkämpferinnen und kennen sich nicht

Und wenn es ein ganz schrecklicher Tag ist beim Putzen und ich richtig deprimiert bin: Alles, was man von sich denkt, dachte, vom Leben wollte, was man sich wünscht, gut findet, was einen von innen her bewegt, sich anzustrengen – all das hat nichts mit der Drecksarbeit zu tun. Dafür wird niemand geboren.

Über meine Befindlichkeit hinausgedacht ...

Man kann mich zählen. Es gibt Statistiken, nach denen die Fortschrittlichkeit eines Landes auch von der Höhe der Quote erwerbstätiger Frauen bemessen wird. Zudem zahle ich in die sozialen Sicherungssysteme ein. Auch wenn eine kleine Melkkuh wie ich nur wenig abwirft, ein bisschen was ist es auch, und bei den vielen, vielen Putzfrauen in der Schweiz kommt was zusammen, für den Staat, und für „die Wirtschaft“.

Die Putzfrau erspart den Paaren Diskussionen um ein leidiges Thema. Sie sind als Prinzen, Karriere-männer, zukünftige Powerfrauen, als Prinzessinnen erzogen worden, die sich um die schmutzigen Details ihres Alltags nicht zu kümmern brauchen. Sie leben in ihren Wohnungen oder Häusern wie Feriengäste, überzeugt davon, dass sie das, was einem keinen Spaß macht, kein Geld bringt und sie weder schöner, fitter noch schlauer macht, an andere delegieren können. Sie profitieren mehr von meiner Dienstleistung als ich, die ich sie ausübe, denn ihr Gehalt übersteigt meines um ein Vielfaches. Die Zeit, die sie sich kaufen, können sie in ihre Berufsarbeit investieren, die Differenz zwischen ihrem und meinem Stundenlohn ist Gewinn, der die Unterschiede zwischen Arm und Reich

weiter nährt. Unterprivilegiert Beschäftigte sind finanzieller Gewalt unterworfen, egal, ob sie von einer Feministin oder einem Macho, einem Linken oder einem Neoliberalen beschäftigt werden. Der Niedriglohnsektor ist für niemand eine Chance, im besten Fall eine Übergangsstation zu etwas Besseren, im schlimmsten Fall berufliche Endstation, bei der man sich vielleicht noch seinen Sklaventreiber aussuchen kann.

Es geht um Freiheit. Nicht die Freiheit, wie sie in der Zigarettenwerbung vorkommt, die Freiheit der nur noch großartigen Momente, die Sonnenseite des Lebens ohne Staub am Boden und verkalkte Duschen, die Freiheit, sich bedienen lassen zu können und den Bediener, die Bedienstete zu Funktionen des eigenen Selbstgenusses und der Selbststeigerung zu degradieren – Freiheit ist vor allem die Freiheit, Dinge, die man nicht tun will, nicht tun zu müssen. Eine Wahl zwischen dem Schlechten und dem Noch-Schlechteren ist keine Wahl, wer das so sieht, hat ein zynisches Menschenbild und zu viel Glück im Leben gehabt, bei gleichzeitiger Phantasiearmut.

In meiner Vision von einem besseren Leben für all jene, für die die „freie Entfaltung“ ihrer Persönlichkeit nur ein fadenscheiniges Versprechen ist und die Achtung vor ihrer Menschenwürde nur bedeutet, dass man sie nicht umbringt oder verhungern lässt, muss das System des Arbeitszwanges überwunden werden, baldmöglichst.

CHRISTINE FREY

schreibt, um nicht unterzugehen

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann und auch im Printbereich aus dem Vollen schöpfen möchte, die/den bitten wir in den TRA(ns)FO(rmatio)nsclub der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 144 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, vierteljährlich oder monatlich, per Banküberweisung:
IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948
BIC: BAWAATWW

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher und Broschüren, die von uns herausgegeben werden
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Möchte eins aus dem Trafoclub (wieder) ausscheiden: Nichtzahlung reicht, dann verwandelt sich die Trafomitgliedschaft in ein Dreijahresabo.

Franz Schandl

Ein sich verschließendes Labyrinth

Unprofessionelle Gedanken zu Präsenz, Absenz und Demenz

*„Stand on hills of long forgotten yesterdays,
pass amongst your memories told returning ways“
(Yes, Tales from topographic oceans)*

Wenn ich in mich gehe und nichts verdränge, dann fühle ich mich umstellt. So viele Demente in meiner nahen Verwandtschaft gab es noch nie. So weit mir bekannt, sind unzählige meine Vorfahren ohne Anzeichen geistigen Verfalls recht alt geworden. Ganz stimmt das vielleicht nicht, denn meine bis zuletzt rüstige Großmutter hat mit ungefähr 95 damit doch noch angefangen. Einmal verlief sie sich in ihrem geliebten Wald und kannte sich gar nicht mehr aus. „Wem gehöre ich denn?“, fragte die hochbetagte Frau. Irgendjemand nahm sie an der Hand und brachte sie nach Hause. Dort, bei uns, war sie bis zu ihrem Schluss gut aufgehoben. Zu ihrem Neunzigsten hat sie sich aber noch eine Geburtstagsrede gehalten, die alle Festgäste beeindruckte. Ihr Sohn, mein Vater, wies schon als Endsiebziger Gedächtnislücken auf, die sich allmählich, wenn auch langsam vergrößerten, auch wenn wir manchmal nicht wussten, ob er sich nicht absichtlich dumm stellte, weil er dann mehr bedient wurde. Wäre er nicht vor zwei Jahren gestorben, wäre er inzwischen aber Teil der Statistik. Im vergleichbaren Alter waren seine Mutter und auch sein Vater noch absolut hell.

Die Betroffenen werden immer jünger. Auch in meiner Umgebung. Zwei Schwestern meiner Mutter etwa, 77 und 74 Jahre alt. Die Ältere ist schon einige Zeit im Heim, sie erkennt oft nicht einmal ihre Kinder. Ich habe sie ungefähr fünf Jahre nicht mehr gesehen, gelegentlich erzählen mir ihre Söhne von ihr. Sie ist nun bereits sehr lange ausgelagert und praktisch verabschiedet. „Ach, die lebt auch noch?“, sagen die Leute im Dorf. Ihre jüngere Schwester, wohnt noch alleine in ihrem Haus, wird ambulant betreut, doch niemand weiß, wie lange das noch gutgeht. Alle fünf Minuten fragt sie mich das Gleiche, wenn ich sie besuche. Der Prozentsatz meiner dementen Anverwandten ist inzwischen hoch, so

hoch, dass ich fürchten muss, dass dieser Kelch möglicherweise an mir nicht vorbeiziehen wird. Noch habe ich keine Angst, aber wie ist das in fünf oder zehn Jahren? Sind entfallene Eigennamen bereits das erste Kennzeichen einer getrübbten Zukunft?

Die in die Umdunkelung Geschickten werden auch immer mehr. Innerhalb nur einer Generation wurde eine seltene Gegebenheit zu einem Massenphänomen. Demenz verbreitet sich in einem geradezu fulminanten Tempo. Da ist nicht mehr von Ausnahmen zu sprechen, denn die Ausnahmen nehmen überhand, werden zur Regel, überschreitet man ein gewisses Alter. Natürlich werden wir älter, aber meist werden wir krank und nicht gesund älter, sind abgefüllt mit Medikamenten und Drogen, waren zeitlebens unkontrollierbaren Umwelteinflüssen ausgesetzt. Auf jeden Fall geraten wir in die Fänge der Medizin. Patienten haben wir zu sein, was stets meint: Zu-Behandelnde, nicht Handelnde.

Vor allem das Nahe ist den Dementen nicht mehr des Merkens würdig. Da geht nichts mehr rein in die Birne, im Gegenteil, auch das, was schon drinnen ist, verliert sich. Sie lernen nicht zu, sie verlernen. Sie sind aus dem Leben zwar nicht ausgetreten, aber doch weggetreten. Anfangs finden sie noch diverse Ausgänge, doch zusehends werden diese Ausgänge weniger, sind verstellt oder vermauert, bis überhaupt kein Ausweg mehr da ist. Demenz gleicht einem sich selbst verschließenden Labyrinth. Demenz hat eine totalitäre Tendenz. Man spürt, wie das Jenseits im Diesseits wächst.

„Mein Kopf ist voller Löcher!“, sagt die Mutter meiner Frau (85), die in manchen Momenten noch

weiß, was da mit ihr geschieht. Sie sagt es mit großem Missfallen. Merken sie sich möglicherweise nichts mehr, weil sie sich so viel merken mussten? Sind unsere kognitiven Kapazitäten vielleicht insgesamt an die Grenzen ihrer Belastung gestoßen? Kollabiert in der Demenz eine ganze Spezies an den von ihnen errichteten Lebensbedingungen? Ist sie die immanente Negation der Devise vom „Lebenslangen lernen!“, einem Imperativ, der so wieso bedrohlich nach lebenslanger Haft klingt?

Durch die Demenz erleben wir einen doppelten Abgang, der Geist verabschiedet sich schon im Voraus und hinterlässt den Körper, möge der nun mit sich alleine zurechtkommen.

Wenn das Sorgen nicht mehr klappt, steht Entsorgen auf der Tagesordnung. Die outgesourceten Apparate des medizinisch-technischen Komplexes warten bereits. Sie wachsen ständig. Unser Leben, da es nun mal so organisiert ist, zwingt dazu, diese Personen auszusortieren. Wir sind solchen Herausforderungen weder mental noch sozial gewachsen. Nur selten sind wir in der Lage unsere Nächsten im Alltag zu halten. Meist landen sie in den Sonderzonen des Vortodes. Einmal eingeliefert, kommen sie nie wieder raus. Sie sterben noch nicht wirklich, aber sie leben auch nicht mehr so richtig, selbst wenn sie noch lange existieren. So leben sie zwar weiter, aber sie sind nicht mehr *da*. Präsenz und Absenz geben sich in der Demenz ein gar seltsames Stelldichein.

„Denn Bleiben ist nirgends“, heißt es in Rilkes Duineser Elegien. Sterben meint im altbekannten Normalfall: Der Körper nichtet sich und nimmt den Geist, ohne ihn zu fragen, auch gleich mit. Durch die Demenz erleben wir einen doppelten Abgang, der Geist verabschiedet sich schon im Voraus und hinterlässt den Körper, möge der nun mit sich alleine zurechtkommen. Das Dasein verliert sein kognitives Fundament, ja das jeweilige Exemplar verliert zusehends das dafür lebensnotwendige Selbstbewusstsein. Zuerst verdirbt die Reflexion, doch dann wird es auch zunehmend für die Reflexe prekär. Es ist ein Untergang in Zeitlupe.

Eins verliert sich, ohne dass es im Sterben liegt. Was macht das mit einem und einer und was macht es mit Verwandten, Freunden und Bekannten? Diese Bewusstseinslosigkeit betrifft nicht nur die Dementen, sondern auch, wenn auch anders, ihre Angehörigen. Gemeint ist insbesondere die reelle Verabschiedung lang vor dem tatsächlichen Abschied. Es stellt sich weiters die Frage, wie unsere Trauer sich verändert, da ihre Intensität in der verbleibenden Zeit verpufft. Denn nicht erst der Tod vollzieht die Trennung der Liebenden, sondern diese vollzieht sich sukzessive in einem Abschied auf Raten. Die abzuschreiben sind, sind schon abgeschrieben. Das ist freilich eine böse und harte Erkenntnis.

Sterben bedeutet, dass der Körper im Begriff ist ein kategorisches „Nein!“ zu setzen. Das nennen wir gemeinhin „Tod“. Aber in diesem unseren Fall tut der Körper sehr wohl noch, nur der Geist spielt nicht mehr mit, fällt so gänzlich aus seiner Rolle, lässt den Leib alleine weitermachen, sagt: „Du, ich will nicht mehr!“. Wobei der Geist nicht ins Nichts stürzt, sondern in einem ganz seltsamen grauen Zwischenreich fortwährender Eintrübung sich abwickelt. Aus Hellgrau wird Dunkelgrau. Der Körper indes läuft weiter, verliert aber zusehends an Routine. Demenz beginnt als Angriff auf das Spezifische, um aber in fortgeschrittenem Stadium zu einem Angriff auf das Allgemeine zu werden. Derlei ist zwar verzögerbar, aber nicht revidierbar. Nötig erschiene mir eine Erweiterung der Philosophie des Sterbens. Dasein und Nichts an der Demenz zu justieren, wäre sicher eine spannende theoretische Herausforderung.

Dieser Artikel ist ursprünglich in der Zeitschrift *Demenz*, Ausgabe 55/2022 erschienen.

Reimer Gronemeyer

Die Sorge um mich ...

Mein Ende und das Ende der Welt: das radikalisierte Individuum

Ich muss den Tatsachen ins Gesicht schauen. Ich bin 83 Jahre alt und das Ende ist absehbar. Wahrscheinlich trösten sich alle alten Menschen mit dem Gedanken, dass es ja noch ältere gibt. Ich habe mich viel mit den Themen Altern, Pflege, Demenz befasst. Und mit einem Mal ist es nicht mehr das Thema der anderen, sondern es könnte über Nacht mein eigenes werden. TikTok, so lese ich gerade, wurde bereits zwei Milliarden Mal heruntergeladen. Eine ganze Sparte widmet sich bei TikTok dem Thema „Pflege“. Da ist die Pflegerin, die ein Video einstellt, in dem sie imitiert, wie sie mit einem Trichter BewohnerInnen das Getränk gewaltsam einflößt. „Manche Pflegenden schmieren sich Nutella ins Gesicht und imitieren Stuhlschmierer, weil ‚Demente halt so sind‘. Wieder andere sind mit Inkontinenzmaterial auf dem Kopf zu sehen ...“

Ist das mein Morgen? Verschont mich die Pflegebedürftigkeit? Oder lande ich an einem menschenfreundlichen Pflegeort? Ich habe gerade gelesen, dass 40 Prozent aller Pflegekräfte mit dem Gedanken befasst sind, den Job zu wechseln. Ein Freund, der im Pflegeheim arbeitet, sagt: Im Grunde kann er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese Orte dazu da sind, menschlichen Müll zu sammeln. Wenn ich das höre, denke ich, dass es wichtig ist, dass ich mich vorbereite und in Demut, Geduld und Bescheidenheit übe. Das gelingt mir aber nicht. Vielleicht – flüstere ich mir zu – geht es ja auch gut und ich gerate in ein von Wärme und liebevoller Zuwendung erfülltes Hospiz? Ich habe also eigentlich genug mit der Sorge um mich zu tun. Und da soll ich mir auch noch Gedanken über die drohende Klimakatastrophe machen? Über das Anthropozän! Über jenes Zeitalter, in dem ich gelebt habe, soll ich nachdenken, ein Zeitalter, dem gerade die Maske vom Gesicht gerissen wird: Nun sehe ich eine Zeit, meine

Lebenszeit, die einen entfesselt-gierigen *homo sapiens* hervorgebracht hat. Ich sehe einen *homo sapiens*, der im Begriff ist, den Planeten so zuzurichten, dass menschliches Leben und Leben überhaupt gänzlich verschwinden könnte. Und wie hängen meine absehbare Auslöschung und die vielleicht drohende Gesamtauslöschung zusammen? Drängt sich da der skandalös-tröstliche Gedanke auf: Mit mir geht's bald nicht weiter, mit den anderen aber bald auch nicht mehr. Herostrat steckte den Tempel der Artemis in Ephesos, der als eines der sieben Weltwunder galt, absichtlich in Brand, um dadurch seinen Namen unsterblich zu machen. Er verquickte individuelles und kollektives Schicksal. Das Anthropozän eröffnet herostratische Möglichkeiten: Verschmelzen gerade mein Ende und das Ende der Welt? Verschimmen die Grenzen zwischen zwei Apokalypsen? Und ist das nun Größenwahn oder Realismus, ist das Phantaserei oder Analyse?

Der Philosoph Peter Sloterdijk hat davon gesprochen, dass die moderne Welt über die genealogische Ordnung der Dinge hinausgeschritten ist. Die genealogische Ordnung bestand in der Abfolge von Großeltern, Eltern, Kindern ... Individuen verstehen sich heute nicht mehr als Mittlere zwischen Vorfahren und Nachkommen, sondern eben als Individuen: Leben wird dann begriffen als Endverbrauch von Lebenschancen und in diesem Sinne sind Senioren heute – so Sloterdijk – die Prototypen des „letzten Menschen“ (Nietzsche sprach vom „letzten Menschen“). Auch wenn weitere Menschen in späteren Zeiten folgen: Mein Ende ist für das radikale Individuum das Ende der Welt. „Die Industriegesellschaft, der Sozialstaat, die Medienzivilisation – sie sind allesamt Stadien in der Entfaltung einer Verendungsgeschichte, in der jedes

menschliche Leben anfängt, mit seiner Bestimmung als Ende in sich selbst Ernst zu machen.“ Sloterdijk bestätigt mir also gerade: Das eigene Ende ist auch das Ende der Welt. Kein Vorher und kein Hinterher. Nichts weist über mich hinaus. Die individualistische Revolution hat uns dahin gebracht, dass „am Ende sein“ heute bedeutet, zum Selbstendverbraucher zu werden. Wenn Sloterdijk recht hat, bin ich als Alter viel eher ein „Epochen-Wahrzeichen“ als die „milchschnittenverzehrende, mit Computern spielende Jugend“. Soll ich mich mit Sloterdijk so sehen? Als ein Epochen-Wahrzeichen? Mir kommt das vor, als würde ich zu einer Mixtur aus Größenwahn und Verzweiflung: Ich bin dann das Ende der Welt – zappelnd in einem Meer von NICHTS. Dieses radikale Individuum ist in der Welt nicht beheimatet, deswegen ist es ihm auch egal, was aus der Welt wird. Ich spüre den Größenwahn in mir und ich spüre zugleich, wie die Verzweiflung anklopft. Aber hat er wirklich recht? Ist das das Geheimnis des Anthropozäns, dass sich in ihm nicht nur der gierige *homo sapiens* durchsetzt, sondern dass in ihm auch ein vergreistes Individuum triumphiert, das sich als Verkörperung des Endes begreift, dem im Grunde nichts mehr folgen kann als der allgemeine Untergang?

Die Welt als Geliebte? Zum Beispiel Hospizarbeit

Der Sommer 2022 wird wohl als der Wendesommer in Erinnerung bleiben. Glühende Hitze in Südeuropa, Waldbrände in Griechenland und der Türkei und auch weit entfernt – in Sibirien und Kalifornien. Bei uns in Deutschland eine Flutkatastrophe im Südwesten: im Ahrtal viele Tote, zerstörte Häuser, Brücken und Straßen, vernichtete Existenzen. Wer ist nicht von dem Gefühl ergriffen worden, dass die gemütlich-sichere Wohlstandsgesellschaft, in der wir gelebt haben, am Ende ist?

Vor einigen Jahren ließ sich Joanna Macys Prognose noch abtun: Wir werden, so sagte sie, ein weltweites hospizliches Handeln brauchen, weil die Zahl der elendiglich sterbenden Klimaflüchtlinge, die Zahl der Hungernden aus Dürregebieten und überfluteten Regionen alles übertreffen wird, was wir uns vorstellen können. Dieses globale Hospiz schließt aus ihrer Perspektive nicht nur die bedingungslose Betreuung von Menschen ein, sondern ausdrücklich alle anderen Lebewesen. Joanna Macy ist eine 92-jährige Kalifornierin, die sagt, was wir gerade erfahren: dass wir die letzten Jahre eines Wirtschaftswunder-Systems erleben,

das enorme zerstörerische Auswirkungen auf den Planeten hat. Der Übergang von einer industriellen Wachstumsgesellschaft zu einer lebensfreundlichen, sorgenden Gesellschaft – wie kann der gelingen? Macy fragt: Ist die Welt ein Schlachtfeld? Ist sie eine Falle? Oder könnte sie eine Geliebte sein? „Ich sehe die Welt als Geliebte und als Teil meiner selbst. (...) Wer die Welt so sieht, macht sie wieder heilig. (...) Wenn künftige Generationen auf den Beginn des 21. Jahrhunderts zurückblicken, werden sie wahrscheinlich von der ‚Zeit des großen Wandels‘ sprechen.“ Die uralte Joanna Macy widerspricht Sloterdijks These vom apokalyptisch gestimmten „letzten Menschen“. Das radikalisierte Individuum kann die Welt nicht als Geliebte sehen, sondern nur als Ressource zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Mir scheint, dass im Hospiz der Unterschied zwischen dem Menschen, der die Welt liebt, und dem radikalen Individuum, das die Welt als Ressource betrachtet, aufbrechen kann. Und deshalb ist die weitere Entwicklung der Hospizarbeit so wichtig.

Die Hospizbewegung steht heute vor der Frage, ob sie Teil dieses Wandels, von dem Macy spricht, sein will oder eine gut finanzierte Abteilung des Gesundheitsapparates, der schon jetzt vor unseren Augen von seinen Krisen zerfressen wird. Ein neuer hospizlicher Aufbruch ist angesagt. Soll es weiter in die Richtung eines hochprofessionellen, teuren und standardisierten Dienstleistungsprodukts gehen oder kann sich eine Lücke auftun, durch die das Licht einer neuen Hospizbewegung einfällt, die sich auf ihre einfachen, zivilgesellschaftlichen, wärmenden Wurzeln besinnt? Brauchen wir wirklich Sterbeorte „de luxe“? Brauchen wir palastartige Hospize, in der wir als Sterbende mit unserer welken Haut, mit unserer Hinfälligkeit ständig dem ausgeliefert sind, was Günther Anders die „prometheische Scham“ des Menschen genannt hat? Er hat damit den Menschen gemeint, der im Angesicht perfekter Technik sich selbst als unvollkommen und vergänglich wahrzunehmen gezwungen ist.

Wenn wir diesen Wandel nicht baldigst vollziehen, wenn der Abschied von der destruktiven Industriegesellschaft nicht gelingt, kommen finstere Zeiten auf uns zu, das kann heute jeder wissen: für die Alten, für die Schwachen, für die Hilfsbedürftigen, für die Sterbenden. Jetzt, mit und nach Corona, müssen wir über die Alternativen nachdenken und auf diese Alternativen hoffen. Jetzt kann es heißen: die Schwachen zuerst. Sie weisen uns die

Richtung. Sie sind das Fieberthermometer, sie sind vielleicht Cassandra und Rettung zugleich. Der Lockdown stellt uns ruhig. Der Lockdown lähmt uns. Der Lockdown ist die Stunde der musischen Schwäche. Nicht die Stunde der Eroberer, sondern die Stunde der Gelassenen, die Stunde des Unterlassens, die Stunde der Stille und der Wehrlosigkeit.

Der amerikanische Klimaforscher James Lawrence Powell hat mögliche Zukunftsszenarien entworfen. Er hält es für denkbar, dass bis zum Jahr 2084 der assistierte Suizid in den USA zum Massenphänomen geworden ist, weil zahllose alte Menschen die unerträglich heißen Sommer in ihren glühenden Städten nur noch als qualvoll erfahren und dieses Leben beenden möchten. Der Sommer 2021 hat in Kanada und in Südosteuropa Temperaturen nahe 50 Grad Celsius hervorgebracht. Vielleicht dauert diese dramatische Entwicklung gar nicht bis 2084 (und diese Jahreszahl ist natürlich eine Reminiszenz an Orwells Zukunftsroman „1984“), sondern setzt uns viel früher unter Druck?

Im August 2021 wird der Bericht des Weltklimarates veröffentlicht. Er sagt, dass der Planet auf der Kippe steht. Immer schneller steigt der Meeresspiegel, das Eis an den Polen schmilzt. Extremwetterereignisse wie Überschwemmungen und Hitze werden häufiger. Wir müssen uns wohl von der Illusion verabschieden, dass die Klimakatastrophe eine technische Herausforderung ist, die wir bewältigen können. Tatsächlich sind Kipp-Punkte überschritten. In den politischen Programmen unserer Parteien aber ist nicht die Rede davon, dass es jetzt und in Zukunft auch um ein „Weniger“ gehen

muss. Wer wird es wagen, sich mit der Forderung nach weniger unbeliebt zu machen? Und gilt diese Forderung auch für die Hospizarbeit – oder ist sie davon ausgenommen? Tatsächlich ist es ja so, dass wir in den reichen Ländern die Folgen des Wandels noch einige Jahre abmildern können. Dämme und Deiche bauen. Sirenen wieder einführen. Frühwarnsysteme einrichten. Wir können die Illusion des ewigen Wachstums noch einige Weltsekunden aufrechterhalten. Empört ist jeder, der die Grenzen des Wachstums spüren soll. Auch die Hospizbewegung? Auf Madagaskar und in Malawi hungern die Menschen schon, weil der Regen ausbleibt oder Fluten die Äcker verwüsten. Da werfen die Industrienationen dann Hilfsgüter ab, und es sieht einen Augenblick so aus, als wenn die Katastrophe im Griff ist.

Bedeutet das alles etwas für die Hospizarbeit? Natürlich, aber darüber – so scheint es – wird bisher nicht geredet. Das Wachstum des hospizlichen Handelns hat bei uns in den Achtzigerjahren begonnen und die Hospizbewegung ist anfänglich eine Antwort auf die Sterbekrise der Wohlstandsgesellschaft gewesen. Immer häufiger übernahmen Familien aus vielen (guten und schlechten) Gründen die Sorge für Sterbende nicht mehr. Daraus ist dann eine starke zivilgesellschaftliche Hospizbewegung erwachsen.

Heute – wo die Klimakatastrophe ihre Schatten auf uns zu werfen beginnt – wird unübersehbar, dass die Hospizbewegung ein bürgerliches Milieu repräsentiert, das nolens volens an den Normen des Wachstums, der flächendeckenden Ausbreitung und des unbeschränkten Angebots orientiert



THE DOORS
Gaet's

Doku-Comic
20 • 28 cm | 180 Seiten
Hardcover | 25,00 €



DER KAISER
Giulio Camagni

Comic-Biografie
22 • 30 cm | 128 Seiten
Hardcover | 24,00 €



HANDBUCH GEGEN DEN KRIEG.

Marlene Streeruwitz
14 • 22 cm | 144 Seiten
Leinen | 19,00 €



LANGE NACHT HEIM
Michael Köhlmeier

Erzählung
14 • 22 cm | 104 Seiten
Leinen | 19,00 €

bahoe books

Literatur | Sachbuch | Comics



ist. Die Hospizbewegung entsteht im Kontext eines Aufbruchs, der seine Verbindung mit der Wohlstandsgesellschaft und ihrer Wachstumsfixierung nicht leugnen kann. Genau das wird jetzt im beklemmenden und im befreienden Sinne zur Herausforderung für die Hospizbewegung: Die Krise der Wachstumsgesellschaft wird zur Krise der Hospizbewegung. Sie muss die Kategorien des „Mehr“, aus denen sie jetzt oft unbedenklich lebt, überdenken. Wir brauchen – wie Joanna Macy sagt – mehr Hospizlichkeit in unserer Gesellschaft. Wer aber das Geld, das heute ein Hospizbett bei uns kostet, und die Tagessätze in den stationären Hospizen mit denen in der Altenpflege vergleicht, muss sich fragen, ob da der richtige Weg eingeschlagen ist. Warum ist die ehrenamtliche Hospizarbeit immer mehr in den Hintergrund gerückt? Warum ist die im Wesentlichen geldfreie Zone, mit der Hospizarbeit begann, völlig in Vergessenheit geraten?

Die Folgen des Klimawandels werden diejenigen zuerst treffen, die arm sind, alt, behindert, demenz, pflegebedürftig. Deswegen ist ein Neuanfang wohl erforderlich, aber vielleicht nicht so, wie sich das Weltwirtschaftsforum das vorstellt. Das fordert einen tiefgreifenden ökonomischen Wandel, einen Great Reset, aber das WWF sieht die sozialen Dimensionen nicht wirklich. Seit Langem kann man wahrnehmen, dass die Pflege, dass die Sorge um Menschen mit Demenz, dass die Hospizarbeit so tut, als werde es immer so weitergehen wie bisher. Der bevorstehende radikale Bruch, der die Schwachen gefährdet, wird übersehen. Wir müssen begreifen, dass die Wachstumsidee falsch war, dass sie nicht sinnvoll ist. Was wird das für die Schwachen in der Gesellschaft bedeuten? Werden sie die ersten Opfer des Wandels, der Krise sein oder begreifen wir endlich, dass die Schwachen das Fieberthermometer einer Gesellschaft sind, das über die gesellschaftliche Humanität und ihre Solidaritätskompetenz Auskunft gibt?

Die Gefahr der Hospizbewegung ist heute, dass sie Teil eines wohlfahrtsstaatlichen Sicherheitspaketes wird, das sich als Angebot zur risikofreien Lebensabwicklung versteht. Sie ist in der Gefahr, zum Dienstleister für das oben beschriebene radikale Individuum zu werden, das für sich sorgt, aber nicht für die Welt, für die anderen. Das Welt verbraucht, aber sie nicht liebt. Das moderne Hospiz bietet Vorbereitungsplanung, professionelle medizinische Dienstleistung und einen Abschluss, der sich logischerweise schließlich und endlich ge-

zwungen sehen wird, den assistierten Suizid ins Angebot aufzunehmen. Hospiz – das ist im Begriff, eine ehrenamtsfreie Gewinnzone zu werden. Vom zivilgesellschaftlichen Aufbruch, den die Hospizbewegung einmal darstellte, hat der Weg in die finale Sterbeabfederung geführt. Eine Dienstleistung für reiche Gesellschaften – ein „Stück des Himmels für die Wenigen“, wie es in der britischen Hospizbewegung einmal hieß. Die große Gefahr: professionelle Kälte. Was gebraucht wird, das sind eine empathisch-wärmende Begleitung und Sorge im Leben und an dessen Ende, die sich aus den Kräften solidarischer Menschen nähren, die – man möchte sagen: von Natur aus – trösten und begleiten können.

Eine Hospizbewegung wird gebraucht, die sich von den Zielen verabschiedet, die bisher hießen: mehr, teurer, zentralisierter, professioneller. Die Hospizbewegung wird gebraucht, mehr denn je. Sie steht vor der Wahl, ob sie zum Bestandteil eines krisenhaften halbstaatlichen Gesundheitsapparates werden will oder sich wieder auf ihre zivilgesellschaftlichen Wurzeln besinnt. Der „Abbau kollektiver, hoffnungsfördernder Fürsorgepraktiken“ (Nishant Shah) schreitet voran. Die Hospizbewegung könnte Avantgarde auf dem Weg zu neuen Formen des Zusammenlebens sein. Gerade sie.

REIMER GRONEMEYER ist Soziologe
und Vorsitzender von *Pallium*-
Forschung und Hilfe für soziale Projekte

LITERATUR

- | | |
|---|---|
| Sloterdijk, Peter (1996): <i>Alte Leute und letzte Menschen. Notiz zur Kritik d. Generationenvernunft</i> , in: Hans Peter Tews u. a. (Hg.): <i>Altern und Politik</i> . | Gronemeyer, Reimer (2021): <i>Die Schwachen zuerst. Lektionen aus dem Lockdown</i> . |
| https://tiefenoekologie.de/12-politik-des-herzens/9-joanna-macy-die-welt-als-geliebte | Heller A./Pleschberger S./Fink M./Gronemeyer R. (2012): <i>Die Geschichte der Hospizbewegung in Deutschland</i> . |
| Powell, James Lawrence (2020): 2084. Eine Zeitreise durch den Klimawandel. | Gronemeyer R./Heller A. (2021): <i>Suizidassistent? Warum wir eine solidarische Gesellschaft brauchen</i> . |

Emmerich Nyikos

Panem et circenses oder: Reise zum Ursprung

1. Blicken wir für einen Augenblick, sofern uns nichts Besseres einfällt, in die Tiefe der Zeiten zurück, genauer: in die Ära des *imperium romanum*. Wir sehen hier vieles, insbesondere aber auch Phänomene, die insofern Beachtung verdienen, als sie die Vorgänger einer Transformation zu repräsentieren scheinen, die hier und heute sich anschickt, Gestalt anzunehmen, und auf die wir am Schluss dieser historischen Reise cursorisch hinweisen werden. Gründlicher haben sich damit schon andere beschäftigt. – Die Rede ist, was das Vorläufermodell aus der antiken Epoche betrifft, von der *annona* und den *circenses*.

2. Was aber ist unter *annona* zu verstehen? Nun, es handelt sich hier um die staatliche Lebensmittelversorgung von Rom und (später dann auch) von Konstantinopel, um ein System, das sich darin resümiert, dass die *plebs* dieser urbanen Zentren (wahre Kolosse im Kontext der agrarischen Verfasstheit der Länder dieser Zeit) kontinuierlich mit Nahrungsmitteln versorgt und zugleich, hinsichtlich der Ernährungslage, unabhängig von ihrer monetären Kapazität gemacht werden sollte. Auf diese Weise versuchte man zu verhindern, dass die Masse der Bürger in diesen Städten von Hungerkrisen (mit all ihren Folgen auch für die herrschende Klasse) heimgesucht würde – Bürger oder *proletarii*, die infolge des massiven Einsatzes von Sklaven auf den Latifundien ihrer agrarischen Basis verlustig gegangen und daher scharenweise in die Stadt, in einer Art Landflucht, getrieben worden waren. Da das Hauptnahrungsmittel der mediterranen Zonen zu dieser Zeit schlicht und einfach das Brot war, konzentrierte sich das System der *annona* selbstverständlich auf die Zufuhr von Getreide und die Verteilung gebackenen Brotes, auch wenn, wie wir noch sehen werden, es sich darauf keineswegs beschränkte.

Das Getreide, das dafür nötig war, wurde als Grundsteuer in den afrikanischen Provinzen (insbesondere in *Africa proconsularis*), in Sizilien und in

Ägypten eingezogen und dann nach Rom respektive Konstantinopel verschifft (wobei nach der Gründung der östlichen Hauptstadt durch Kaiser Konstantin das ägyptische Getreide exklusiv nur mehr dorthin und nicht mehr nach Rom verbracht werden sollte).

In den afrikanischen Provinzen, die also die Hauptlast für Rom zu tragen hatten, wurde dieses Steuergetreide unter der Aufsicht eines *praefectus annonae Africae*, der dem Reichspräfekten direkt unterstand, requiriert, um dann von den dortigen Häfen aus nach Rom verschifft zu werden.

Der Transport des Getreides (während der Seefahrtsaison vom März bis November) – man spricht von etwa 175.000 Tonnen im Jahr – oblag dabei den *navicularii*, privaten Reedern, die Schiffe auszurüsten und zu betreiben hatten, und zwar als ein *munus*, gewissermaßen eine Steuerverpflichtung in Form eines „Dienstes“, der aber Steuererleichterungen und die Befreiung von sonstigen Lasten (municipaler Natur) implizierte. Es versteht sich von selbst, dass diese *navicularii* auch eigene Waren auf diesen Schiffen transportierten (Olivenöl und Keramik), so dass dieser *munus* kein Verlustgeschäft war. Das Getreide wurde dann, einmal sicher vor Rom angekommen, von den Häfen Ostia und später Portus aus in die *urbs* gebracht, wo es von den römischen Autoritäten (unter einem *praefectus annonae*) übernommen und in Lagerhallen, den *horrea*, vorläufig gelagert wurde. Von dort gelangte es schließlich in die Mühlen, in denen es von Sklaven (von Strafgefangenen zumeist) zu Mehl verarbeitet wurde (mehr und mehr unter Zuhilfenahme von Wasserkraft, wobei man das Gefälle der Aquädukte dazu ausnutzen konnte). Einmal gemahlen, wurde es am Ende der Kette endlich in die Bäckereien geliefert, von wo aus man das gebackene Brot an die städtischen Ausgabestellen verteilte.

Diese Mühlen und diese Bäckereien wurden von den *pistores* betrieben, die in einem Kollegium (dem *corpus pistorum*) zusammengeschlossen waren (ebenso wie übrigens auch die *navicularii* in einem

collegium der Schiffer) und deren Pflicht zur Herstellung von Brot an den Besitz von Landgütern gebunden war, die sich eines Steuerprivilegs erfreuten. Ebensovienig wie die *navicularii* mit dem Transport, waren auch die *pistores* nicht direkt mit dem Mahlen und dem Backen beschäftigt: Man delegierte die Aufgaben selbstverständlich an subalterne *actores* (und die Arbeit als solche an Sklaven).

Das Freibrot, das man schließlich an mehreren Ausgabestellen unter der Aufsicht von Beamten verteilte, hieß in den Gesetzen *panis gradilis* („Treppenbrot“), weil sich die Empfangsberechtigten (die *incisi*) auf Treppen aufstellen mussten, um das Brot in Empfang zu nehmen. Dort waren ihre Namen und die Menge an Brot, zu deren Erhalt sie berechtigt waren, auf Bronzetafeln angeschlagen. Jeder *incisus* besaß darüber hinaus einen Berechtigungsnachweis aus Bronze oder Blei (eine *tessera*), auf dem sein Wohnort und die Menge, die ihm zustand (und zwar je nach der Familiengröße), vermerkt war. Der Anspruch auf Brot war im Prinzip nicht vererbbar, doch sind offenbar die *tesserae* nicht nur vererbt, sondern auch gehandelt worden. Der Verkauf des Treppenbrotes war im übrigen verboten.

Doch nicht nur Brot (etwa 200 Kilogramm jährlich pro berechtigtem Bürger), auch andere Lebensmittel wurden vom Staat zur Verfügung gestellt, teils gratis, so wie das Brot – Olivenöl aus Afrika und Schweinefleisch aus den südlichen Regionen der Apenninenhalbinsel (Kampanien, Lukanien, Bruttium und Samnium) –, teils zu stark herabgesetzten Preisen, wie im Falle des Weins.

Anspruch auf die *annona civica* hatten alle Bürger (der *populus romanus* respektive die *plebs frumentaria*), mit Ausnahme der Beamten und der Angehörigen von senatorischen Geschlechtern – und natürlich auch nicht die Sklaven. Insgesamt wurden wohl (im 4. Jahrhundert u.Z.) um die 200.000 *cives*, fast die Hälfte der gesamten Stadtpopulation, mit Gratisbrot, Gratisolivenöl und Gratisschweinefleisch versorgt.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass auch in anderen großen Städten der Antike Getreide oder Brot kostenlos verteilt worden sind, und zwar von reichen Bürgern dieser Städte als „Geschenk“ an die Bürger, das sie kraft ihres Status als *Bürger* erhielten (im Rahmen einer sogenannter *Euergesie*, worunter man nichts anderes zu verstehen hat als die private Übernahme von im Prinzip öffentlichen Funktionen, so die Errichtung von Bauwerken, etwa von Bädern, die Ausrichtung von Spielen oder eben auch die Getreideversorgung).

Überhaupt sollte hervorgehoben werden, dass der Anspruch auf kostenlose Versorgung am Bürger-

Status hing, nicht daran, bedürftig zu sein. Wie Peter Brown richtig sagt: „For in Rome and in many other cities of the later empire (if on a smaller scale), to receive a dole of food did not make one a beggar. It made one a citizen.“ (P. Brown, *Through the Eye of a Needle*, Princeton University Press (2012), S. 70)

Schließlich aber ging auch das Brot den Weg allen Fleisches: Mit den Wirren seit der Schlacht von Adrianopel gegen die Goten (378) und dem seither erfolgten unaufhaltsamen Eindringen von germanischen Barbaren in das Reich, insbesondere aber mit der Eroberung der afrikanischen Provinzen durch die Vandalen (bis 439), verkümmerte das *annona*-System im Laufe der Zeit (wobei man noch eine Zeit lang auf Getreide aus Sizilien, Apulien, Bruttium, Lucanien oder Sardinien zurückgreifen konnte), wohl einer der Gründe für den massiven Populationsverlust Roms, bis am Ende der Nachfolger Gregors des Großen als Papst (und daher Stadtherr), Sabinianus (604–606), der kostenlosen Brotverteilung ein Ende gesetzt haben dürfte. – Und auch in Byzanz fand das *annona*-System spätestens mit der Eroberung Ägyptens 642 durch die arabischen Heere ein Ende.

Das war aber nur der eine Aspekt der Sorge des Staates (direkt oder indirekt über die *Euergesie*) für die Bürger. Denn der Mensch lebt, wie es so schön heißt, nicht nur vom Brot allein. Nein, er bedarf auch der Unterhaltung und des Vergnügens.

Und dafür wurde reichlich gesorgt, handelte es sich hier nun um Gladiatorenkämpfe, Tierhatzen, Wagenrennen oder um Aufführungen in den Theatern. Gladiatorenkämpfe und Tierhatzen (*venationes*) fanden in den Arenen oder Amphitheatern statt (in Rom im Kolosseum), blutige Spektakel, die am laufenden Band Tote produzierten. Im Rahmen dieser Veranstaltungen wurden im übrigen auch zum Tode Verurteilte hingerichtet, was man, was die Exekution durch Raubtiere betraf, *ad bestias* nannte. Dabei wurden Krokodile vom Nil, Bären vom Balkan oder auch Löwen von den südlichen Bergregionen der afrikanischen Provinzen zum Einsatz gebracht. Wenn es einmal nicht so blutig zugehen sollte, dann begnügte man sich auch mit der Jagd auf Antilopen oder Gazellen.

Wagenrennen fanden im Zirkus (etwa im *circus maximus* in Rom, der rund 380.000 Zuschauer gefasst haben soll) oder im Hippodrom (wie die Rennbahn in Konstantinopel hieß) statt. Es gab vier *factiones* („Rennställe“) – die Weißen, die Roten, die Grünen und die Blauen –, staatlich anerkannte Vereine, die ihre eigenen Wagenlenker und ihre eigenen Pferde besaßen. Die Fans dieser Faktionen waren in Assoziationen organisiert, die besonders in

Konstantinopel eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben spielten, sozusagen als *pressure groups* (über das Skandieren von Slogans).

Zu den Aufführungen im Theater im eigentlichen Sinn schließlich zählten Tragödien und Komödien, der Mimus, Gesangsfestivals oder auch Pantomimen.

Die meisten dieser Spiele wurden anlässlich der großen Staatsfeste gegeben (Spiele für die Magna Mater, die Ceres usw.; Kaiserfeste; konsularische und prätorische Spiele). Der zeitliche Umfang dieser Festivitäten war dabei für heutige Begriffe enorm: Es wurden in Rom 155, wenn nicht, nach einer anderen Rechnung, sogar 177 Tage im Jahr dem Zirkus oder dem Amphitheater gewidmet.

Organisiert und finanziert wurden die Spiele (*ludi et spectacula*) einerseits von den Kaisern, andererseits aber auch von Privaten, etwa Senatoren (Symmachus, das Haupt des Senats um 400, tat sich da besonders hervor) oder reichen Bürgern, im Rahmen der Euergesie, wie schon bei den Getreidespenden: als „Geschenk an die Bürger“.

So wie die *annona* traten dann aber auch die *circenses* mit dem Untergang der antiken Gesellschaftsform von der Bühne ab, um durch andere Unterhaltungsformen abgelöst zu werden.

Zuerst mußten die Gladiatorenkämpfe weichen. So äußerte Kaiser Konstantin 325 in einem Edikt sein Missfallen daran, was zur Folge hatte, dass den Nicht-Professionellen die Teilnahme untersagt sowie die Praxis aufgegeben wurde, Verurteilte als Gladiatoren auftreten zu lassen. Man schickte sie fortan lieber in die Minen (*damnatio ad metalla*). Indessen, obwohl sie der Ächtung der christlichen Kaiser verfielen, bestanden die Gladiatorenspiele in Rom noch geraume Zeit weiter, bis sie von Kaiser Valentinian III. 438 endgültig abgeschafft worden sein dürften (wahrscheinlich war diese Praxis aber schon vorher nach und nach eingeschlafen).

Tierkämpfe hatten ein längeres Leben, auch wenn man die Hinrichtung in der Arena auch in diesem Fall durch die Verschickung in die Minen ersetzte. Das letzte Spektakel dieser Art, das man aus den Quellen kennt, wurde im Kolosseum in Rom 523 organisiert.

Am längsten hielten sich die Wagenrennen, insbesondere im Hippodrom von Konstantinopel, aber auch noch in Rom nach dem Fall des Imperiums im Jahre 476: Die letzten aus Rom überlieferten Wagenrennen hat offenbar der Gotenkönig Totila nach seiner zweiten Einnahme der Stadt 550 organisiert. Aber auch die fränkischen Könige pflegten die Wagenrennen noch im 6. Jahrhundert, so in Arles, in Soissons oder in Paris.

Wozu aber der ganze Aufwand, die *annona* und die *circenses*? Es dürfte nicht schwer sein, den Grund zu erraten: Es ging schlicht und einfach darum, die städtischen Massen gewissermaßen zu anästhesieren, um damit dem Aufruhr und den Krawallen in den städtischen Ballungsgebieten entgegenzusteuern, die zwar die Gesellschaftsordnung nicht gefährden konnten, wohl aber die Ruhe und die Sicherheit der herrschenden Klasse. Wichtig in diesem Zusammenhang war, den Eindruck zu vermitteln, dass es sich dabei nicht um *Almosen* für die „Armen“ handelt, sondern um ein *Vorrecht* des Bürgers. Das war dann der Kitt zwischen Oben und Unten, der über die Vermeidung der Gründe der Proteste hinaus (nämlich des Hungers und der Fadesse) dann zusätzlich noch die Neigung zur Unzufriedenheit und zum Unmut schmälern sollte.

3. Wie soeben gesehen, traten die *annona* und die *circenses* nach und nach ihren Rückzug vom historischen Podium an. An ihre Stelle trat ein Umgang mit den unteren Klassen *christlichen Typs*, ein Umschwung, der dadurch auch erleichtert wurde, dass die Provinzen des römischen Reiches (im Westen, später dann aber desgleichen im Osten) sich in einem Prozess der praktisch völligen De-Urbanisierung befanden, so dass die Bedingungen für Aufruhr und Krawalle (wie sie sich in den Städten ergaben: die Zusammenballung von Massen) von alleine verschwanden und damit auch die Notwendigkeit, diese städtischen Massen mit den überkommenen Mitteln ruhigzustellen – ja, es verschwand mit der *civitas* auch die Basis jeglicher Euergesie im strikten Sinne des Ausdrucks (ein Verfall, der freilich aus den verschiedensten Gründen schon früher eingesetzt hatte): die „Liebe zur Stadt“ (*amor civicus*) und damit natürlich auch zu den Bürgern. Ganz zu schweigen davon, dass mit dem Untergang des Imperiums selbst (der Herrschaft über Provinzen) der staatlichen *annona*, der Krönung der antiken „Sorge um den Bürger“, der Boden unter den Füßen entzogen worden war.

Es würde zu weit führen, auf sämtliche Hintergründe dieses Wandels einzugehen, daher nur so viel: Waren für die „Heiden“ (also die heidnische Fraktion der herrschenden Klasse) die „Objekte der Freigebigkeit“ die *cives* der *civitates*, so für die christlichen Grundeigentümer die „Armen“ schlechthin. „The benefactors of the cities gave to their ‚fellow citizens‘ and never to the poor. Some of these citizens might well be poor, but their poverty in itself entitled them to nothing. They received entertainment, public comforts (such as great bathhouses), and (in many cities) considerable doles of food. But

they did not receive them on the basis of need. They received them because they were members of a privileged group. They were the *populus* or *plebs* of the city. This was the imagined, vigorous core of the urban community. To love the city was also to love its citizens with ‚unique affection‘ – and to love no one else.“ (Brown, *Through the Eye ...*, S. 68) Demgegenüber trat für die christliche Elite der Arme als solcher in den Fokus der Aufmerksamkeit. Diese Dichotomie mit Bezug auf das Objekt der „Freigebigkeit“ („Bürger“ oder „Arme“) implizierte dann notwendigerweise auch unterschiedliche Formen, sich generös zu erweisen: hier Getreidespenden, öffentliche Bauten und Spiele, dort hingegen Almosen (also die *caritas* in einem christlichen Sinn).

Die Hinwendung der Elite hin zu den Armen (und weg von den Bürgern) hatte nun nicht zuletzt damit zu tun, dass man von Seiten dieser Elite nicht mehr das Prestige im Zeitlichen erhoffte (weil man dieses Prestige auch gar nicht mehr erhoffen konnte), sondern man erstrebte stattdessen das ewige Heil in der „anderen Welt“ (das insofern in den Vordergrund rückte, als die „diesseitige Welt“ nach dem Verfall der *religio civilis* mit Bezug auf „spirituelle Belange“ dieser Grundbesitzer-Elite offenbar nichts mehr zu bieten hatte), und zwar dadurch, dass man Almosen verteilte, eine Haltung, die sich, was sich von selbst versteht, nur vor dem Hintergrund des Verfalls der antiken Lebensbedingungen selbst durchsetzen konnte (der „angekündigte Tod“ des Imperiums und das Hinschwinden der Städte).

Diese Gabe von Almosen unterschied sich nun darin von der *Euergesie* – im Hinblick auf ihren spezifischen „Vorteil“ –, dass sie (im Zeitlichen zumal) *nicht-reziprok* war, also kein „Austausch“ von Wohltätigkeit gegen Prestige, so dass dieses Almosengeben (als „Verlust“ und daher als „Selbst-Bestrafung“) geeignet erschien, die „Vergebung der Sünden“ zu erlangen. Die christliche Gabe unterscheidet sich, wie Peter Brown richtig sagt, von der *Euergesie* eben dadurch, dass es möglich war, ihr eine „übernatürliche Kraft“ zuzuschreiben: Sie schien geeignet zu sein, die Tore des Himmels zu öffnen. Mit dem Untergang des römischen Staates und dem Verschwinden der *Euergesie* mussten sich dann selbstverständlich auch die Formen des *entertainment* grundlegend ändern: An die Stelle von Arena, Amphitheater und Theater traten, nach zähem Ringen der Kirche übrigens, christliche Heiligenfeste, Prozessionen, Messfeiern in Basiliken, Kirchen oder (später dann) Kathedralen und der ganze Pomp, zu dem die katholische Kirche sich als fähig erwies.

Dieses Muster hielt sich dann über die ganze feudale Epoche hinweg, oft bis in die bürgerliche Ära hin-

ein, auch wenn mit der Zeit ein Prozess der Säkularisierung einsetzen sollte: Die Armenpflege durch die Pfarreien wurde durch Armen- oder Arbeitshäuser ergänzt, der christliche Unterhaltungssektor durch öffentliche Hinrichtungen und Autodafés, Krönungszeremonien, Festeinzüge von gekrönten Häuptern, Leichenbegängnisse und Hochzeiten hochgestellter Personen, den Karneval und sonstige Spektakel.

4. Wir können hier die bürgerliche Epoche kursorisch behandeln, da die Fakten bekannt sind: Die Arbeitshäuser wurden mit der Zeit durch staatliche Versicherungssysteme ersetzt (Arbeitslosen-, Kranken- und Pensionsversicherung), die Unterhaltung diversifiziert (Sportmöglichkeiten, Gastronomie, Urlaubsreisen usw.) und auf die Basis der modernen technischen Möglichkeiten (Kino, Radio und schließlich Television) gestellt.

Was uns mit Bezug auf die bürgerliche Ära aber speziell beschäftigen sollte, das ist ihr langsames Siechtum und prolongiertes Ende, das, wie es scheint, Transformationen nach sich ziehen kann, die uns unwillkürlich an bestimmte Institutionen früherer Zeiten gemahnen.

Denn ist man geneigt, die immanenten Tendenzen des bürgerlichen Produktionssystems zu extrapolieren, dann gelangt man dahin, konstatieren zu müssen, dass das ungebremsste Steigen des Produktivkraftniveaus im Rahmen der kapitalistischen Profitmaximierung früher oder später dahin führen muss, dass mit der totalen Automatisierung und Robotisierung der Produktion (die, sozusagen, neue „elektronische Sklaven“ hervorbringt) die Lohnarbeit als Basis der Revenue breiter Schichten (der neuen *proletarii* im eigentlichen Sinn) wegfallen wird, so dass, sieht man von den *services* ab (aber wer sagt, dass die nicht auch automatisiert werden können?), man sich überlegen wird müssen, wie man die überflüssigen „Hände“ über die Runden bringen wird können. Und was bietet sich an? Nun, der *panis gradilis*. Wobei, wie schon im römischen Reich, es gar nicht ausgeschlossen ist, dass der Staat sich dabei Privater bedient – in einer *partnership* mit Konzernen und den *Euergeten* der post-modernen Zeit: den Gates, Soros und Konsorten. Für Unterhaltung aber ist auch schon gesorgt, zumindest für die *woke* Gemeinde: *real-time*-Katastrophenfilme, bei denen man mitspielen darf (oder muss), seien es „Pandemien“, Energiedefizite, Blackouts oder auch Kriege gegen sich selbst. – Im Vergleich dazu verblasst allerdings die Brutalität einer Tierhatz oder eines Gladiatorenspektakels.

Hermann Engster

Care und Kehricht

Zu Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“

*„Es gibt einen Punkt, von dem es keine Rückkehr gibt.
Dieser Punkt ist zu erreichen.“
(Franz Kafka)*

Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.

Mit diesem so grausigen wie grandiosen Satz hebt eine der verstörendsten Erzählungen von Kafka an. Sie wurde 1915 veröffentlicht und ist mit fünfzig Seiten seine längste vollendete Erzählung. Sie ist wohl allen literarisch Interessierten bekannt, doch soll ihre Handlung kurz in Erinnerung gerufen werden.

Die Erzählung ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil denkt Gregor über seinen Beruf als Handlungsreisender nach, ohne sich darüber klar zu sein, dass er ihn wegen der Verwandlung nicht mehr würde ausführen können. Nach der Begegnung mit der Familie und dem Prokuristen der Firma wird Gregor in seinem Zimmer eingesperrt. Das Geschehen dauert nur eine Stunde und bleibt auf Gregors von ihm selbst verriegeltes Zimmer beschränkt.

Im zweiten Teil geht es um das zunehmend angespannte Verhältnis von Gregor zu seiner Familie. Seine Schwester kümmert sich fürsorglich um ihn, wird aber zunehmend unwilliger. Der Vater wird aggressiv, schleudert einen Apfel auf ihn, der in Gregors Rückenpanzer steckenbleibt und eine dauernde schmerzhaft Wunde bewirkt. Die Zeit dehnt sich, die Zeitangaben werden diffus; das Zimmer wird nun von außen verschlossen, ab und zu jedoch kann er es verlassen; aus dem Zimmer werden die Möbel entfernt, sodass Gregor über die Wände krabbeln kann und damit seine menschliche Identität mehr und mehr verliert.

Im dritten Teil wird Gregors Zimmer von der Familie als Rumpelkammer benutzt, die Rolle der fürsorgenden Schwester übernimmt eine robuste Dienstmagd. Im Gegenzug lebt die Familie auf. Die Schwester fordert, dass Gregor verschwinden müsse. Er bekommt es mit, wird wieder in sein Zimmer eingeschlossen, das Zimmer verdreckt, Gregor verwahrlost und verhungert schließlich. Die Familie ist von dem Ungeziefer befreit.

Ich glaube, man sollte überhaupt nur solche Bücher lesen, die einen beißen und stechen. Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch?
(Kafka, 1904)

Diese Erzählung hat, wie nicht anders bei Kafka zu erwarten, eine Fülle von Interpretationen hervorgerufen:

- Autobiographische Interpretationen als Vater-Sohn-Konflikt mit Kafkas *Brief an den Vater* als Folie, in dem Kafka mit seinem übermächtigen Vater abrechnet (als Ödipus-Komplex identifiziert von Sigmund Freud).
- Dies fortgeführt von Deleuze und Guattari als erweiterten Ödipus-Komplex, indem die Tierwerdung nicht nur als Loslösung vom Vater gedeutet wird, sondern als Versuch, der den Menschen sich selbst entfremdenden Arbeitswelt zu entinnen und „in jene Region zu gelangen, wo die Stimme nur noch summt – : ‚Hast du Gregor jetzt reden gehört?‘ – ‚Das war eine Tierstimme‘, sagte der Prokurist“ (Deleuze/Guattari).
- Sodann auch solche, die Kafkas Erfahrungen mit dem Antisemitismus einbeziehen – schon damals wurden Juden als „Ungeziefer“ diffamiert, also Samsa ein Kryptogramm für Kafka? – da jeweils zwei Silben, viermal -a-, zweimal gleiche Konsonanten.

- Ferner literaturtheoretische Erörterungen: Kafkas Erzählungen als Vorahnung des absurden Theaters von Ionesco, Genet, Beckett, Dürrenmatt. Denn in der Finsternis der Erzählung finden sich auch komisch-groteske, ja geradezu slapstickhafte Elemente – Chaplins Filme eroberten zu dieser Zeit die Kinowelt – so, wenn der in seinem Bett auf dem Rücken liegende Käfer Gregor mit zappelnden Beinchen mühsam versucht, auf den Fußboden zu gelangen und sich aufzurichten. Kafkas Freund Max Brod berichtet, dass Kafka beim Vorlesen seiner Geschichten oft in lautes Lachen ausgebrochen sei.

- Ferner Tzvetan Todorov, der Kafka als Schöpfer einer neuen Phantastik bezeichnet, die keinen realistischen Referenzpunkt mehr hat und die er als Neophantastik bezeichnet.

Das sind nur wenige Beispiele der vielen Deutungsansätze. Jede Interpretation steht jedoch vor folgenden Fragen:

- Handelt es sich um einen Traum, gar um eine psychotische Vorstellung, oder um Wirklichkeit?
- Wie ist Gregors Verwandlung in ein Ungeziefer zu deuten?
- Wie ist die gegenläufige Entwicklung von Gregor auf der einen Seite und die der Familie auf der anderen zu erklären?

Ich möchte mich auf das Thema „Sorge“ dieser Nummer der *Streifzüge* konzentrieren und den Aspekt der Sorge, neudeutsch „Care-Arbeit“, in Augenschein nehmen, und dies ganz nüchtern-materialistisch.

Zunächst die erste Frage, die das zentrale Interpretationsproblem formuliert: Handelt es sich um einen Traum, gar um eine Wahnvorstellung, oder um Wirklichkeit? Gregor wird zu einem Insekt, jedoch denkend und fühlend wie ein Mensch. Wir erleben den Einbruch des Phantastisch-Unmöglichen in die reale Welt, und diese Welt wird in der Erzählung weiterhin nach realistischen Regeln gestaltet. Gregors Verwandlung in ein Insekt ist sicher eine Metapher, aber was für eine?

Ich schreibe anders, als ich rede, ich rede anders, als ich denke, ich denke anders, als ich denken soll, und so geht es weiter bis ins tiefste Dunkel.
(Kafka)

Es gibt Deutungen, welche die gesamte Erzählung als eine einzige „Supermetapher“ betrachten und Gregors Aufwachen in Gestalt eines Insekts als

Erkenntnisakt der Sinnlosigkeit seiner Existenz sehen. Es fände somit nur eine mentale Veränderung Gregors statt, und dafür spräche auch, dass Kafka sich gegenüber seinem Verleger strikt gegen jegliche Käfer-Illustration verwahrt hat.

Mit dieser Sichtweise springt man jedoch aus dem Fiktionsrahmen der Erzählung heraus. Interpretieren wir die Erzählung jedoch von innen her, dann wird, wie in andern Werken Kafkas auch, im Imaginationsraum der Erzählung die Metapher zur Wirklichkeit. Schlicht ausgedrückt: Gregor träumt nicht, hat keine Wahnvorstellungen, er ist keine Metapher seiner selbst, sondern wirklich und wahrhaftig ein Ungeziefer. Ich gehe also von der Realität der Käferverwandlung aus.

Auch mit diesem Ausgangspunkt bleibt die Erzählung weiterhin extrem offen. Dies zeigt sich schon zu Beginn in der vagen Formulierung: *fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt. Er fand sich verwandelt*, d.h. er nimmt es als schlichte Tatsache hin und fragt sich weder, wie dies geschehen, noch warum ihm so etwas widerfahren konnte. Günter Anders schrieb 1947 in der *Neuen Rundschau* dazu: „Nicht daß Gregor Samsa am Morgen als Käfer erwacht, sondern dass er darin nichts Erstaunenswertes sieht, diese Alltäglichkeit des Grotesken macht die Lektüre so entsetzenerregend.“

Dieses wird bewirkt durch die Darstellungstechnik. Die Erzählung beginnt mit einer personalen Erzählperspektive, auch „Er-Erzählung“ genannt: *Als Gregor Samsa eines Morgens ... erwachte, fand er sich ... zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.*

Der Er-Erzähler benutzt die Technik der „erlebten Rede“. Er erzählt dabei nicht, was er selbst über das Innenleben der von ihm geschilderten Person vermutet oder weiß – dann wäre er ein sogenannter auktorialer (oder allwissender) Erzähler –, sondern er erzählt nur das, was die von ihm geschilderte Person, hier also Gregor, tatsächlich denkt und fühlt. Obwohl Gregor von sich als Ich redet, findet bei ihm jedoch keine innerpsychische Reflexion statt und kann folglich auch vom Erzähler nicht erzählt werden. Dieses Fehlen lässt sich deuten als Gregors Unfähigkeit zur Selbstreflexion über seine – sowohl berufliche als auch familiäre – Situation. Sinnbild dafür wäre sein Eingeschlossensein in seinem Käferpanzer. Ebenso auch, dass er sogar zu Hause sein Zimmer abschließt, angeblich aus der

Gewohnheit heraus, weil er als Handlungsreisender in Hotels sich vor Dieben schützen muss. Diese erlebte Rede als neutrale Darstellungsperspektive, welche sowohl Leserin und Leser als auch den Protagonisten auf Distanz hält, ist es, was die Erzählung so beklemmend macht. Mit Gregors Tod wird diese Erzählperspektive dann notwendigerweise aufgegeben und wechselt in die auktoriale Erzählperspektive über.

Die Verwandlung ist indes das einzige Phantastische in der Erzählung; alles andere, also die ganze fiktionale Welt, wird nach realistischen Regeln gestaltet. Ich konzentriere mich auf den ersten Teil der Erzählung, weil dieser für meine Interpretation am ergiebigsten ist; die beiden anderen Teile schildern die inneren und äußeren Auswirkungen der Verwandlung in Bezug auf Gregor und, was für eine psychologische Analyse von Bedeutung ist, die Veränderung in der Haltung der Familie.

Konzentriert auf das Thema „Sorge“, bietet für eine materialistische Interpretation der Erzählung vor allem ihr erster Teil eine Fülle von Indizien.

So geht es nach dem ersten Satz weiter:

Er lag auf seinem panzerartig harten Rücken und sah, wenn er den Kopf ein wenig hob, seinen gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch, auf dessen Höhe sich die Bettdecke, zum gänzlichen Niedergleiten bereit, kaum noch erhalten konnte. Seine vielen, im Vergleich zu seinem sonstigen Umfang kläglich dünnen Beine flimmerten ihm hilflos vor den Augen.

(Zitiert nach: Franz Kafka, Die Erzählungen. Originalfassung. Frankfurt a.M. 1996)

Nach einer knappen Beschreibung von Gregors kleinem Zimmer wendet sich der Erzähler Gregors beruflicher Tätigkeit zu. Er ist Handlungsreisender bei einer Tuchwarenfirma, und diese Tätigkeit wird nun ausführlich geschildert. Auf dem Tisch liegt seine Musterkollektion ausgebreitet und

... darüber hing das Bild, das er vor kurzem aus einer illustrierten Zeitschrift ausgeschnitten und in einem hübschen, vergoldeten Rahmen untergebracht hatte. Es stellte eine Dame dar, die mit einem Pelzhut und einer Pelzboa versehen, aufrecht dasaß und einen schweren Pelzmuff, in dem ihr ganzer Unterarm verschwunden war, dem Beschauer entgegenhob.

Der die Hände gegen die Kälte schützende (und heute aus der Mode gekommene) Muff ist ein Refugium der Wärme und Geborgenheit. Der Frauenarm mit dem Muff hebt sich auf dem Bild dem Beschauer entgegen, und das Bild verrät Gregors verborgene und erotisch gefärbte Sehnsucht nach einem andern Leben. Später, wenn die Möbel aus seinem Zimmer entfernt sind und er die Wände hinaufkrabbelt, wird er sich auf dieses Bild legen, um auch dessen Entfernung zu verhindern.

Und während er nun, auf dem Rücken schaukelnd und mit den dünnen Beinchen zappelnd, bemüht ist, sich aufzurichten, schießen ihm trübsinnige Gedanken durch den Kopf:

„Ach Gott“, dachte er, „was für einen anstrengenden Beruf habe ich gewählt! Tag aus, Tag ein auf der Reise. Die geschäftlichen Aufregungen sind viel größer, als im eigentlichen Geschäft zu Hause, und außerdem ist mir noch diese Plage des Reisens auferlegt, die Sorgen um die Zuganschlüsse, das unregelmäßige, schlechte Essen, ein immer wechselnder, nie andauernder, nie herzlich werdender menschlicher Verkehr. Der Teufel soll das alles holen!“

Er ist nur ein kleiner Vertreter und beneidet die höherrangigen Handlungsreisenden, die erst beim Frühstück sitzen, während er schon die Aufträge bearbeiten muss: *„Das sollte ich bei meinem Chef versuchen; ich würde auf der Stelle hinausfliegen.“* Er würde dem arroganten Chef gern die Meinung sagen, doch kündigen kann er nicht.

Der Grund sind die Eltern. Der Vater hat mit seinem Geschäft Konkurs gemacht und einen Berg Schulden hinterlassen, den Gregor nun durch diese ungeliebte Berufstätigkeit abträgt. Der Vater gebärdet sich zwar streng – er wird aus Zorn über die fatale Lage der Familie auf Gregor einen Apfel schleudern, der in dessen Rückenpanzer steckenbleibt und eine schwärende Wunde erzeugt – jedoch erklärt er sich für unfähig, eine Arbeit aufzunehmen, sitzt apathisch und sich selbst bemitleidend den ganzen Tag herum und wird fett. Die Mutter ist völlig unselbständig und hat nichts gelernt; die Schwester Grete ist verzogen, übt keinen Beruf aus und lebt in den Tag hinein. So ist Gregor die gesamte Sorge und Verantwortung für die Familie übertragen, und diese Sorge belastet ihn jetzt noch sogar mehr als seine prekäre Käferexistenz.

*Das, was Verantwortungsgefühl ist und als solches
sehr ehrenwert wäre,
ist im letzten Grunde Beamtengeist,
Knabenhaftigkeit, vom Vater her gebrochener Wille.*
(Kafka, Tagebucheintrag, 27. August 1916)

Er hat sich im Beruf hochgearbeitet, vom Lehrling zum Handlungsreisenden, und er verdient so viel, dass von dem Gehalt und den Provisionen, wovon er fast nichts für sich behält, die ganze Familie ein angenehmes Auskommen hat:

Man hatte sich eben daran gewöhnt, sowohl die Familie, als auch Gregor, man nahm das Geld dankbar an, er lieferte es gern ab, aber eine besondere Wärme wollte sich nicht mehr ergeben. Nur die Schwester war Gregor doch noch nahe geblieben, und es war sein geheimer Plan, sie, die zum Unterschied von Gregor Musik sehr liebte und rührend Violine zu spielen verstand, nächstes Jahr, ohne Rücksicht auf die großen Kosten, die das verursachen mußte, ... auf das Konservatorium zu schicken. ... Gregor dachte sehr bestimmt daran und beabsichtigte, es am Weihnachtsabend feierlich zu erklären.

In der Firma steht er unter Arbeits- und Erfolgsdruck. Kafka selbst war Beamter in der „Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt für das Königreich Böhmen“ in Prag und mit dem Angestelltenmilieu bestens vertraut, ebenso wie mit den Schicksalen der durch Unfälle, zumeist Arbeitsunfälle, geschädigten Menschen. Bei Gregor kommt zum Arbeitsdruck noch die Überwachung seiner Leistung hinzu. Diese erfolgt, wie es im Text heißt, durch einen „Geschäftsdieners“; ein solcher meldet, dass Gregor den Fünfuhrzug versäumt habe. Dieser Geschäftsdieners, so konstatiert Gregor, *war eine Kreatur des Chefs, ohne Rückgrat und Verstand.* Und er überlegt weiter:

Wie nun, wenn er sich krank meldete? Das wäre aber äußerst peinlich und verdächtig, denn Gregor war während seines fünfjährigen Dienstes noch nicht einmal krank gewesen. Gewiß würde der Chef mit dem Krankenkassenarzt kommen, würde den Eltern wegen des faulen Sohnes Vorwürfe machen und alle Einwände durch den Hinweis auf den Krankenkassenarzt abschneiden, für den es ja überhaupt nur ganz gesunde, aber arbeitsscheue Menschen gibt.

Auf die Meldung des Geschäftsdieners hin erscheint prompt der Prokurist selbst bei der Familie. Ein Prokurist ist der Stellvertreter des Chefs und verfolgt „den Zweck, dem Handelsverkehr eine si-

chere Grundlage für das Vertretungshandeln der kaufmännischen Gehilfen zu bieten“ (Wikipedia). Besonders empört Gregor:

Warum war Gregor nur dazu verurteilt, bei einer Firma zu dienen, wo man bei der kleinsten Versäumnis gleich den größten Verdacht faßte? Waren denn alle Angestellten samt und sonders Lumpen? ... Genügte es wirklich nicht, einen Lehrjungen nachfragen zu lassen – wenn überhaupt diese Fragerei nötig war – , mußte da der Prokurist selbst kommen, und mußte dadurch der ganzen unschuldigen Familie gezeigt werden, daß die Untersuchung dieser verdächtigen Angelegenheit nur dem Verstand des Prokuristen anvertraut werden konnte?

„Ach“, sagte die Maus, „die Welt wird enger mit jedem Tag ... und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.“ – „Du mußt nur die Laufrichtung ändern“, sagte die Katze und fraß sie.
(Kafka, Kleine Fabel)

In dem Bemühen, aus dem Bett zu kommen, verstärkt er seine Schaukelei und fällt endlich auf den Boden. Der Aufprall sorgt für Aufsehen, und die Mutter sucht den Prokuristen zu beschwichtigen:

„Ihm ist nicht wohl“, sagte die Mutter zum Prokuristen „... ihm ist nicht wohl, glauben Sie mir, Herr Prokurist. Wie würde denn Gregor sonst einen Zug versäumen! Der Junge hat ja nichts im Kopf als das Geschäft. Ich ärgere mich schon fast, daß er abends niemals ausgeht; jetzt war er doch acht Tage in der Stadt, aber jeden Abend war er zu Hause. Da sitzt er bei uns am Tisch und liest still die Zeitung oder studiert Fahrpläne. Es ist schon eine Zerstreuung für ihn, wenn er sich mit Laubsägearbeiten beschäftigt. Da hat er zum Beispiel im Laufe von zwei, drei Abenden einen kleinen Rahmen geschnitzt; Sie werden staunen, wie hübsch er ist; er hängt drin im Zimmer ...“

Aber der Prokurist bleibt hartnäckig und beginnt zu drohen, unterfüttert mit dunklen Verdächtigungen:

„Herr Samsa“, rief nun der Prokurist mit erhobener Stimme, „was ist denn los? Sie verbarrikadieren sich da in Ihrem Zimmer, antworten bloß mit ja und nein, machen Ihren Eltern schwere, unnötige Sorgen und versäumen – dies nur nebenbei erwähnt – Ihre geschäftlichen Pflichten in einer eigentlich unerhörten Weise. Ich spreche hier im Namen Ihrer Eltern und Ihres Chefs und bitte Sie ganz ernsthaft um eine

augenblickliche, deutliche Erklärung. ... Der Chef deutete mir zwar heute früh eine mögliche Erklärung für Ihre Versäumnisse an – sie betraf das Ihnen seit kurzem anvertraute Inkasso – , aber ich legte wahrhaftig fast mein Ehrenwort dafür ein, daß diese Erklärung nicht zutreffen könne. Nun aber sehe ich hier Ihren unbegreiflichen Starrsinn und verliere ganz und gar jede Lust, mich auch nur im geringsten für Sie einzusetzen. Und Ihre Stellung ist durchaus nicht die festeste. Ich hatte ursprünglich die Absicht, Ihnen das alles unter vier Augen zu sagen, aber da Sie mich hier nutzlos meine Zeit versäumen lassen, weiß ich nicht, warum es nicht auch Ihr Herren Eltern erfahren sollen. Ihre Leistungen in der letzten Zeit waren also sehr unbefriedigend; es ist zwar nicht die Jahreszeit, um besondere Geschäfte zu machen, das erkennen wir an; aber eine Jahreszeit, um keine Geschäfte zu machen, gibt es überhaupt nicht, Herr Samsa, darf es nicht geben.“

Gregor versucht, den Abgesandten der Angestelltenhölle zu besänftigen, bittet ihn, beim Chef ein gutes Wort für ihn einzulegen, und versichert, den Achttuhrzug nehmen zu wollen. Unterdessen ist es ihm unter vielen Mühen gelungen, mit seinen Zähnen die Tür zu öffnen. Auf den Anblick hin fällt die Mutter in Ohnmacht, Vater und Schwester starren erschrocken, und der Prokurist stürzt davon.

So sehr die Familie von Gregors Verwandlung entsetzt ist, so macht sie doch keine Anstalten zu einer wie auch immer gearteten Heilung Gregors; sie wird vielmehr von der Frage umgetrieben, wer denn nun das Geld beschaffen solle, um sie künftig zu ernähren. Wegen der finanziell prekären Lage setzt sich die Familie zusammen, und der Vater enthüllt, dass er einen Teil des Geschäftsvermögens habe beiseiteschaffen können; außerdem habe man von Gregors Gehalt und den Provisionen so viel sparen können, dass nun ein kleines Kapital entstanden sei, das auf der Bank Zinsen abwerfe. Unbemerkt von der Familie, hört Gregor das mit, erkennt, dass er seine verhasste Arbeit viel eher hätte loswerden können, doch: *Gregor, hinter seiner Türe, nickte eifrig, erfreut über diese unerwartete Vorsicht und Sparsamkeit.*

Die Eltern, die Dankbarkeit von ihren Kindern erwarten

(es gibt sogar solche, die sie fordern),

sind wie Wucherer, sie riskieren gern das Kapital, wenn sie nur die Zinsen bekommen.

(Kafka, Tagebucheintrag vom 12. Nov. 1914)

Zunächst kümmert sich die Schwester um Gregor, indem sie ihn mit Nahrung versorgt, jedoch tut sie es immer unwilliger. Schließlich wird eine Dienstmagd angestellt, die diese Aufgabe mit robuster Unempfindlichkeit versieht. Gregors Zustand verschlechtert sich, die Wunde plagt ihn, er magert ab und vegetiert nur noch vor sich hin. Er wird mental mehr und mehr zu einem wirklichen Insekt, ein Rest von Menschlichkeit regt sich noch in ihm, als er voller Rührung heimlich dem Geigenspiel seiner Schwester lauscht.

Währenddessen geht eine erstaunliche, nämlich gegenläufige Entwicklung mit der Familie einher. Der Vater nimmt eine Stellung als Bankbote an und trägt stolz die dazugehörige Uniform. Die Mutter übernimmt Wäschereiarbeiten, die bislang verwöhnte Schwester nimmt eine Stelle als Verkäuferin an und besucht Abendkurse in Französisch und Stenographie. Sie entwickelt Selbstbewusstsein, tut sich mit dem Vater zusammen, und beide sind sich einig, dass sie sich Gregors entledigen müssen.

Für diese gegenläufige Entwicklung bietet sich zur Erklärung die systemische Familienpsychologie an, konzipiert vor allem von Paul Watzlawick und Ronald D. Laing. Sie betrachten die Familie als System und beschreiben, dass Familien gerade dadurch stabil sind, dass einzelne Mitglieder psychische oder körperliche Handicaps haben und dass die Stabilität gefährdet wird, wenn diese Handicaps überwunden werden. Ich selbst habe an der Göttinger Volkshochschule den Fachbereich Alphabetisierung betreut und entsprechende Erfahrungen gemacht: Ein des Lesens und Schreibens unkundiger Partner, zumeist männlich, wird vom andern, zumeist weiblich, in seinen schwierigen Lebenslagen umsorgt; doch als er sein Handicap großenteils überwindet und sich vom umsorgenden Partner unabhängig macht, gerät die Ehe in die Krise oder sogar in die Brüche, weil der sorgende Partner seine Lebensaufgabe verliert.

In Kafkas Erzählung verläuft die Entwicklung analog und mit einem grausamen Ende. Die Familie emanzipiert sich vom zur Sorge unfähig gewordenen Sorger. Der Anstoß dazu geht von der Schwester aus. Dass sie Gregor nicht mehr als ihren Bruder ansieht, macht der Erzähler dadurch deutlich, dass sie für den Bruder das neutrale Personalpronomen „es“ gebraucht:

„Weg muß es“, rief die Schwester, „das ist das einzige Mittel, Vater. Du mußt bloß den Gedanken loszuwerden suchen, daß es Gregor ist. Daß wir es solange geglaubt haben, das ist ja unser eigentliches Unglück. Aber wie kann es denn Gregor sein? Wenn es Gregor wäre, er hätte längst eingesehen, daß ein Zusammenleben von Menschen mit einem solchen Tier nicht möglich ist, und wäre freiwillig fortgegangen. Wir hätten dann keinen Bruder, aber könnten weiter leben und sein Andenken in Ehren halten.“

Sie lassen ihn verhungern. Nach seinem Tod – und hier wechselt der Erzähler in die auktoriale Perspektive – machen sie mit der Straßenbahn einen Ausflug vor die Stadt:

Sie besprachen, bequem auf ihren Sitzen zurückgelehnt, die Aussichten für die Zukunft, und es fand sich, daß diese bei näherer Betrachtung durchaus nicht schlecht waren, denn aller drei Anstellungen waren ... überaus günstig und besonders für später vielversprechend. Die größte augenblickliche Besserung der Lage mußte sich natürlich leicht durch einen Wohnungswechsel ergeben ... Während sie sich so unterhielten, fiel es Herrn und Frau Samsa im Anblick ihrer immer lebhafter werdenden Tochter fast gleichzeitig ein, wie sie in der letzten Zeit trotz aller Plage, die ihre Wangen bleich gemacht hatte, zu einem schönen und üppigen Mädchen aufgeblüht war. Stiller werdend und fast unbewußt durch Blicke sich verständigend, dachten sie daran, daß es nun Zeit sein werde, auch einen braven Mann für sie zu suchen. Und es war ihnen wie eine Bestätigung ihrer neuen Träume und guten Absichten, als am Ziele ihrer Fahrt die Tochter als erste sich erhob und ihren jungen Körper dehnte.

Dies ist ein Gegenbild zu Gregors Erstarrung im Panzer. Und es ist in der Tat ein Weg der Befreiung, der Emanzipation, den die Familie beschreitet. Allerdings eine wahrhaft (wenn das Klischee noch erlaubt sei) kafkaeske Form der Emanzipation.

Und Gregors Schicksal? Es gibt marxistische Interpretationen zum Text, Interpretationen, die um die Begriffe Ausbeutung, Isolation, Entindividualisierung, Verdinglichung, Entfremdung kreisen und in der Figur des Gregor Samsa den Warencharakter des Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft sehen. Diese Kategorien sind den Leserinnen und Lesern der *Streifzüge* freilich wohlbekannt, sie treten im Text offen zutage und müssen deshalb nicht weiter ausgeführt werden.

*Ein erstes Zeichen beginnender Erkenntnis
ist der Wunsch zu sterben.
(Kafka)*

So endet die Geschichte: Gregors Zimmer wird kaum noch gesäubert und ist völlig verdreckt. Eines Morgens sieht die Dienstmagd nach ihm und stellt fest, dass er tot ist:

... sie ... pffiff vor sich hin, hielt sich aber nicht lange auf, sondern riß die Tür des Schlafzimmers auf und rief mit lauter Stimme in das Dunkel hinein: „Sehen Sie nur mal an, es ist krepirt; da liegt es, ganz und gar krepirt!“ ... „Tot?“, sagte Frau Samsa ... „Das will ich meinen“, sagte die Bedienerin und stieß zum Beweis Gregors Leiche mit dem Besen noch ein großes Stück seitwärts. ... „Nun“, sagte Herr Samsa, „jetzt können wir Gott danken.“ Er bekreuzte sich, und die drei Frauen folgten seinem Beispiel. Grete, die kein Auge von der Leiche wendete, sagte: „Seht nur, wie mager er war. Er hat ja auch schon so lange Zeit nichts gegessen. So wie die Speisen hereinkamen, sind sie wieder hinausgekommen.“ Tatsächlich war Gregors Körper vollständig flach und trocken, man erkannte das eigentlich erst jetzt, da er nicht mehr von den Beinchen gehoben war und auch sonst nichts den Blick ablenkte.

Gregor hat sich in Sorge für die Familie verzehrt, und als er merkt, dass dies nicht mehr nötig ist und er nur noch eine Last, stirbt er – erkennend seine Lage, doch ohne Erkenntnis seiner selbst – freiwillig den Hungertod in seinem Kehrlicht.

Epilog

*„Wie ein Hund!“ sagte er, es war,
als sollte die Scham ihn überleben.*

Josef K.'s und des Erzählers letzter Satz
im Roman *Der Process* (1915)

Barbara Eder

Jenseits des Maschinenparks

Karl Marx und die Arbeit am Digitalen

Als Karl Marx im Zusammenhang mit der Zirkulation und Reproduktion des Kapitals vom Arbeiten „upon application“ (MEW 42, 631) sprach, gab es noch kein Internet; er gebrauchte diesen Term analog zu dem der Zwangsarbeit: Infolge eines enormen Bedarfs an Händen, die der Industrie zugeführt werden sollten, wurden vormals freie Arbeiter:innen einem disziplinierenden Regime unterworfen. Um der „Verluderung“ der Tagelöhner:innen entgegenzuwirken, wurde nicht nur der Ort, sondern auch die Zeit, zu der es zu arbeiten galt, seit dem 15. Jahrhundert kontinuierlich festgelegt. Diese juristischen Vorschriften verwandelten Vagabund:innen, Landstreicher:innen und andere Eigentumslose – Marx nennt sie auch „sturdy rogues“, also „freche Landstreicher“ – in unfreie Arbeiter:innen – und der „Staatszwang“ (ebd.) spielte dabei keine geringe Rolle.

Zugerichtet werden „able bodied labourers“ seither nicht nur durch die profitgetriebene Logik jener, die ihre Arbeitskraft konsumieren, sondern auch nach den Erfordernissen der Technologien im Dienst dieser Expropriation. Unter der Herrschaft Heinrich des VII. war es noch das in eine Viehweide transformierte Ackerland, das als Frühform für derartige „Kultivierungen“ diente, heute sind es die digitalen Plantagen von Facebook und Google, die beim groß angelegten Data-Harvesting – der Extraktion von Daten aus Social Media-Posts, Websites und Online-Surveys – das Bewusstsein ihrer (Be)Arbeiter:innen formatieren. Auswertungsangelegenheiten dieser Art gestalten sich in Relation zur Menge der anfallenden Daten, die Verarbeitungsgeschwindigkeit ist durch die technischen Parameter eines Netzwerks und den in ihm generierten Traffic bestimmt. Das Sammeln von User:innen-Daten bezeichnet Matteo Pasquinelli auch als ur-

sprüngliche Aneignung von Wissen durch das Kapital, die dazugehörigen Produktionsmittel tragen wir selbst in unseren Hosentaschen. In der mentalen Koppelung an das datenhungrige Gerät und der durch es diktierten Arbeitszeit setzt jener Zwang sich fort, der „freie“ Arbeiter:innen einst zu unfreien machte – ein Offline-Sein ist seither selten.

Mit der Privatisierung erster Computer in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts hielten Teile einer netzwerkförmig organisierten, auf die Vermehrung von digitaler Arbeit abzielenden Maschinerie Einzug in menschliche Räume. Anfangs war dieser Prozess noch mit der Hoffnung verbunden, dass subalternisierte Akteur:innen nunmehr selbstorganisiert über ihre Produktionsmittel verfügen und zu flottierenden Produzent:innen einer aufkommenden Wissensgesellschaft werden würden. Mit den ersten PC-Vernetzungen entstanden jedoch nicht nur weltweite Interkonnektivitäten, sondern auch Zonen der totalen Vernutzung. Während die Komplexität im elektronischen Schaltkreis und die Leistungsfähigkeit der darin verbauten Mikrochips weiterhin wächst, wurden die zu Homeoffices umfunktionierten Küchen, Wohnzimmer, Garagen und Slums zunehmend zu ausgelagerten Orten der IT-Industrie – User:innen fungieren als Erweiterungen ihrer technischen Infrastrukturen. Verausgabt wird dabei nicht einfach gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit: Bei der Plattformarbeit ist nicht mehr die Länge des Arbeitstages entscheidend, sondern die Intensität der Arbeitskraft. Anders als Marx dies in seinem *Maschinenfragment* konstatierte, kollabiert die auf Tauschwert beruhende Produktion nicht einfach; stattdessen verändern sich Vorstellungen von Zeit und Arbeit fundamental – der Kampf um ein Freisein davon hat eben erst begonnen.

Hand, Kopf, Zahl, Funktion – Arbeiten in technischen Apparaten

Das Kapital baut jene, die seine Maschinen bewusst oder unbewusst bedienen, als Platzhalter für das, was ihre Konstrukteur:innen den „Faktor Mensch“ nennen, in seine technischen Umgebungen ein. Ein Genug kann es aus dieser Perspektive niemals geben: Jede neue Nutzer:in im Netz erzeugt noch mehr Daten und ihr Anwachsen ist – jedenfalls bis zum nächsten Serverausfall – exponentiell. Für die kommerziell verwertbare Datenproduktion spielt die Zeit, die eine bestimmte Gruppe auf einer Plattform verbringt, eine entscheidende Rolle: Eine Gruppe, die durchschnittlich viele Minuten auf Facebook ist, erzeugt wertvollere Datenware als andere; indem sie mehr Zeit auf der Plattform verbringt, produziert sie mehr Daten, die zu Werbezwecken verkauft werden können, zugleich ist sie für längere Zeit durch Werbung und personalisierte Anzeigen manipulierbar.

Bezüglich der Datenproduktion auf kommerziellen Plattformen scheint das Wertgesetz volle Gültigkeit zu beanspruchen. Der Entzug von Wissen über das auf einer Plattform erzeugte Gut ist indes Intention ihrer Betreiber:innen. Im technischen Aufbau derselben ist die strikte Trennung von Wissenden und Ausführenden, von Techniker:innen und User:innen, festgelegt. Erste Forderungen nach einer derartigen Separation finden sich bereits in den frühen Managementtheorien des 19. Jahrhunderts, in den Ausbildungssystemen ist sie seither zementiert. Die dazumal entstandenen „*écoles d'enseignement professionnel*“ – die Berufsschulen – bezeichnete Marx aufgrund ihrer großzügigen Konzessionen an das Kapital auch als Anstalten für „Elementarunterricht mit fabrikmäßiger Arbeit“ (MEW 23, 512). Für André Gorz sind derartige Ausbildungsformen – nebst der klassenmäßigen Selektion, die sie bewirken – vor allem Institutionen zur Verfestigung der Dichotomie von Hand- und Kopfarbeit. Im Aufsatz *Technische Intelligenz und kapitalistische Arbeitsteilung* schreibt er:

„Erziehung und Produktion, Lernen und Arbeiten sind getrennt worden, weil Theorie und Wissen von der Praxis getrennt worden sind – so wie die Arbeiter von den Produktionsmitteln, von Kultur und Gesellschaft überhaupt. Daher ist die Wiedervereinigung von Erziehung und Produktion, von Arbeit und Kultur der einzig vernünftige Standpunkt in einer kommunistischen Perspektive.“

Die von Gorz – und mit ihm auch von Alfred Sohn-Rethel – kritisierte und der technischen Apparatur eingeschriebene Arbeitsteilung hat sich – trotz anfangs gegenläufiger Hoffnungen – auch im Internet etabliert. Den oftmals direkt in der Cloud bearbeiteten *Tasks* liegt eine Trennung zugrunde, die in ihren Grundzügen jedoch schon vor der mikroelektronischen Revolution existierte.

Marx hatte das frühkapitalistische Werkmeister-system, welches das Hierarchiegefälle im Arbeitsprozess noch vor dem Aufkommen erster Arbeitszuteilungsbots reproduzierte, nach der Lektüre von Owens 1837 erschienenen *Six lectures delivered at Manchester* als Vorbereitung auf die Herrschaft jener „gebieterischen Lords“ verstanden, deren „Diener“ er sich nicht scheut als „Sklassen“ (MEW 42, 608) zu bezeichnen. Walter Benjamin zufolge hätten schon Owens' „kleine Meister“ diese instruiert. Sogar in jenem „vulgär-marxistische[n] Begriff von dem, was die Arbeit ist“, witterte dieser in seiner elften These zum Geschichtsbegriff noch Spuren jener „alten, protestantischen Werkmoral“, die ausgerechnet am Vorabend des Faschismus „in säkularisierter Gestalt bei den deutschen Arbeitern ihre Auferstehung“ feiere. Im von August Bebel und Wilhelm Liebknecht 1875 verfassten *Gothaer Programm* sei sie ebenso enthalten wie im blinden Glauben an die technische Beherrschbarkeit einer allzu wild gewordenen Natur.

In ihrer Funktionslogik gleicht die Arbeit im Digitalen sich den Erfordernissen der Maschinerie zunehmend an. Erste Versuche, dies als betriebswirtschaftliche Notwendigkeit darzustellen, datieren auf das Jahr 1895, in dem Fred W. Taylor damit begann, seine Methodologie für die mechanisierte Massenproduktion empirisch zu approbieren. In *On the Art of Cutting Metals* präsentierte er eine Partillösung für das Problem der Arbeit, die in ihrer Aneignung und Kontrolle derselben über ihre arbeitsteilige Neuorganisation zu besteht. Ausgerechnet am Widerstand der Arbeiter:innen in einem kleinen „machine shop“ der *Midvale Steel Company* musste Taylors reißbrettartiger Management-Entwurf vorerst scheitern. Die tayloristisch verordnete Outputsteigerung stieß dort an ihre Grenzen, wo die Produzent:innen selbst sich weigerten, ihre Art des Arbeitens nach den von oben verordneten Vorgaben zu verändern. Taylors mit Stoppuhr und Maßband im Rahmen seiner „time and motion studies“ generierten Empfehlungen für den maximalen „Leistungserfolg“ bei minimalem

Zeitaufwand „funktionierten“ mit Blick auf die über Jahrzehnte hinweg eingeübten Praktiken der Produzent:innen jedoch nicht immer, ihr lebendiges Tun stellte die angenommene Kommensurabilität zwischen maschineller und menschlicher „Funktion“ stets in Frage. Sein Programm zur Neuaufteilung des Arbeitsprozesses veranlasste Taylor zur Veränderung der gesamten Organisation. Die Trennung und hermetische Abschirmung aller am Arbeitsablauf Beteiligten liegt seither seinem „task management“ zugrunde – es bildet auch die Basis für bestimmte Formen der Arbeit in digitalen Apparaten.

Mikrotasking im Minutentakt, oder: Capital fixe im entgrenzten Netz

Das voll entwickelte System der kapitalistischen Maschinerie lässt die bewussten Zeitverzögerungen nicht mehr zu, durch die die Arbeiter:innen der *Midvale Steel Company* sich den tayloristischen Vorschreibungen widersetzen. Mit ihm etablierte sie jene auf Menschen angewandte „Wissenschaft, die die unbelebten Glieder der Maschinerie zwingt, durch die Konstruktion zweckgemäß als Automat zu wirken“ (MEW 42, 593). Marx beschreibt die dazugehörigen Vorrichtungen als „gegliedertes System von verschiedenartigen einzelnen Arbeitsmaschinen und von Gruppen derselben“ (MEW 23, 401), die ohne Unterlass auf die Arbeitenden einwirken. An einigen Stellen der *Grundrisse* – im Nachhinein wurden sie zum *Maschinenfragment* zusammengefasst – glaubte er, darin ein Movens der Befreiung erkennen zu können: Infolge der enormen Produktivität im Maschinenpark der Industriellen Revolution würde fortan nur ein Bruchteil der bisherigen Arbeitsleistung ausreichen, um den gesellschaftlichen Status Quo aufrechtzuerhalten. Dieser Prozess führe zur Freisetzung eines bislang ungeahnten Ausmaßes an „disposable time“ (MEW 42, 604) – als Zeit des Frei-Seins von Arbeit. Arbeitszeit kann folglich nicht mehr im selben Ausmaß angeeignet werden – und das Wertgesetz kollabierte noch am Boden der kapitalistischen Produktion.

Als der Arbeitszeit diametral entgegen gesetzt und sie zugleich bedingende Größe ist die „disposable time“ für Marx die einzig wirklich Quelle gesellschaftlichen Reichtums und infolge ihrer kontinuierlichen Erweiterung durch maschinelle Arbeitsübernahme auch jene Kraft, die alle bisherige, „auf dem Tauschwert ruhnde Produktion“ (ebd., 601) ad absurdum führen könne. Wird sie jedoch nicht *angeeignet* – und dies bedeutet: kollek-

tiv erkämpft –, tritt das Gegenteil dessen ein, was Marx zufolge Kern aller Ökonomie ist: Ersparung – auch an Arbeitszeit. Die von Arbeit befreite Zeit – in den *Grundrisse* ist „disposable time“ mit „gesellschaftlich verfügbare Zeit“ übersetzt – läuft stets Gefahr, als Surplus-Arbeit erneut in den Dienst des Kapitals genommen zu werden. Erst einmal freigesetzt, hat dieses angeeignete Quantum seine Besitzer:innen jedoch schon „in ein anderes Subjekt verwandelt“ (ebd., 607) – und allein infolge dieser Metamorphose träten sie ein für allemal als Andere in den Arbeitsapparat ein. Eine repressiv entsublimierte Freizeitgesellschaft wäre ebenso wenig die Folge daraus wie allein eine bloße Arbeitszeitreduktion infolge der Übertragung menschlicher „power“ an die Maschinen: Ein Leben und Arbeiten unter vollkommen veränderten Verhältnissen wäre denkbar – und damit nicht weniger als eine gesellschaftliche Neuausrichtung abseits des kapitalistischen Wertes und seiner Gesetzmäßigkeiten.

Die von Arbeit befreite Zeit läuft stets Gefahr,
als Surplus-Arbeit erneut in den Dienst des
Kapitals genommen zu werden.

„[D]ies capital fixe being man himself“ – „dies fixe Kapital ist der Mensch selbst“ (MEW 42, 607) schreibt Marx an anderer Stelle der *Grundrisse* und scheint damit zugleich die dialektische Gegenbewegung zu dieser möglichen Entwicklung zu benennen. In der spätkapitalistischen Maschinerie sei das Kapital selbst Mensch geworden, oder: sich Manns genug. Infolge der verminderten Mehrwertproduktion aufgrund der anfänglich hohen Investitionskosten in die Maschinen fürchtet es den tendenziellen Fall der Profitrate und sorgt somit dafür, die durch maschinelle Arbeitsübernahme eingesparten Lohnkosten der Letztverbliebenen nochmals drastisch zu drücken. Von der lebendigen Arbeit, die im maschinengestützten Produktionsprozess vernutzt wird, bleibt am Ende nichts mehr übrig. Die Arbeiter:innen sind „bloß lebendiges Zubehör dieser Maschinerie“, sie stehen einem „gewaltige[n] Organismus“ (ebd., 593) gegenüber, der sich parasitär durch sie zu ernähren scheint und all das in sich aufnimmt, was er nicht aus sich selbst heraus (re)produzieren kann.

Auf die mit der Intensivierung des Maschinengebrauchs am Übergang von der Manufaktur zur Fabrik einsetzende formelle Subsumtion der Arbeit

unter das Kapital folgt mit der mikroelektronischen Revolution die reelle: Die Verlängerung des Arbeitstages und die zunehmend unmögliche Abtrennung vom Alltag ist ebenso Symptom dieses Prozesses wie die vollständige Aufzehrung aller Fähigkeiten und Vermögen der Arbeitenden. Seither befreit die Maschine sie nicht mehr von der Arbeit, sondern die Arbeit von ihrem Inhalt – vergegenständlicht in den digitalen Apparaten der Plattformindustrie, tritt sie ihren Akteur:innen als vollends entfremdet und frei von Sinn entgegen.

Hinter ihren Monitoren programmieren die letzten Humanoiden oder defragmentieren, mit jedem Software-Update „upgraden“ sie auch sich selbst. Auf digitalen Autobahnen sammeln sie zahllose Cookies ein und halten sich am Ende doch für befreit.

Bestimmt ist diese durch Parameter, die nicht Menschen, sondern Computersysteme in ontologischer Hinsicht definieren. Hinter ihren Monitoren programmieren die letzten Humanoiden oder defragmentieren, mit jedem Software-Update „upgraden“ sie auch sich selbst. In den Fenstern ihrer Browser surfen sie einsam vor sich hin und wähnen sich doch in bester Gesellschaft; auf digitalen Autobahnen sammeln sie zahllose Cookies ein und halten sich am Ende doch für befreit.

Anbieter von Plattformarbeit sind darauf spezialisiert, diese softwarebasiert zu erzeugen und über das Internet zu distribuieren. Firmen wie Microtask oder ClowdCrowd beliefern die User:innen mit in Teilarbeitsschritte zerlegten *Tasks*, die per Mausclick oder Tastatureingabe – nicht selten über Mobiltelefone – bedarfssynchron zu erledigen sind. Manuelle Spamproduktion ist ebenso Teil dieses Mikrotasking wie das Erstellen von Textnachrichten mit fester Zeichenbegrenzung oder die stückweise Übersetzung ganzer Wortkorpora in regionale Dialekte; finanziell entschädigt werden die „txt-workers“ von den Plattformunternehmen dafür nicht selten in „naturalen“ Gegenwerten wie etwa bezahlten Handy-Minuten; ihre Arbeit vollzieht sich auch im Unwissen über den größeren Kontext. Marx zufolge manifestiere *Capital fixe* sich dergestalt in Reinform, nämlich „[S]oweit im *Capital fixe* das *Arbeitsmittel*, nach seiner stofflichen Seite, seine unmittelbare Form verliert und stofflich dem Arbeiter als *Kapital* gegenübertritt. Das Wissen erscheint in der Maschinerie als fremdes außer ihm; und die lebendige Arbeit subsumiert unter die selbständig wirkende vergegenständlichte. Der Arbeiter erscheint als überflüssig, soweit nur seine Aktion nicht bedingt ist durch die Bedürfnisse [des Kapitals].“ (ebd., 595)

Mikrotasking ist Teil einer Crowdsourcing-Strategie, die einer inhärenten Logik der Parzellierung folgt. Jenes „Quantum Arbeit“, dessen Aneignung Voraussetzung für den Kollaps des Tauschwertes ist, wurde von den technischen Apparaten absorbiert, sie fordern dieselbe Leistung in immer kürzerer Zeit. Im technisch minimierten Zeitfenster werden heute mehr Daten verarbeitet als im Rahmen eines analogen 8-Stunden-Tags. Jener „Tretmühleneffekt“, der Moishe Postone zufolge im Wertgesetz verankert sei, tritt bei dieser Art von Plattformarbeit unweigerlich auf den Plan. Ein technischer „Prothesengott“ hat in diesem Fall den leeren Ort der von Postone transzendental gedeuteten Wertform besetzt. Letzterer konzipiert Zeit als ursprünglich abstrakte Einheit, die erst infolge der Warenförmigkeit gesellschaftlicher Verhältnisse zu einer realen Messgröße wird, daraus resultiere auch die historische Variabilität des pro Zeiteinheit produzierten Wertes. Mit jeder angeeigneten Minute außerhalb ihrer wertbasierten Zurichtung könnte das Wertgesetz jedoch ebenso ins Wanken gebracht werden.



Ulrike Marz
Kritik des Rassismus
 Eine Einführung
 2., durchges. Auflage, Reihe Theorie.org,
 240 Seiten, 12 EUR, ISBN 978-3-89657-699-6

Der Begriff des Rassismus ist nicht nur politisch, sondern auch theoretisch weithin umkämpft. Das hat nicht zuletzt damit zu tun, dass auch das rassistische Denken selbst historischen Veränderungen unterliegt.

Ulrike Marz skizziert die historische Entwicklung rassistischen Denkens seit den Rassetheorien der Kolonialzeit bis in die Gegenwart. Von ökonomie- und ideologiekritischen Ansätzen über Diskurstheorie bis zu postkolonialen Ansätzen gibt sie dabei eine

Einführung in verschiedene Theorien, mit denen sich das Phänomen Rassismus erklären lässt.

«... gelingt es Marz überzeugend, ihre jeweiligen Stärken, aber auch ihre blinden Flecken und Lücken aufzuzeigen – am sinnvollsten erscheint es wohl, die unterschiedlichen Erklärungsansätze miteinander zu kombinieren.»

Max Preglau in «aep-Informationen»



www.schmetterling-verlag.de

Beschleunigungsdystopie oder Plattformverstaatlichung?

Die für das Entstehen der Plattformökonomie vorausgesetzten netzwerktechnischen Protokolle und Programme wurden bereits in den 1970er Jahren entwickelt, genutzt werden sie auch innerhalb der informationstechnologischen Anwendungen des im Vergleich zur IT-Industrie weitaus profitträchtigeren FIRE-Sektors. Die dahinter stehenden Maschinen sind bis heute Kinder des Kalten Krieges: In den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts dachte die erste Generation von Kybernetiker:innen erstmals über technische Möglichkeiten zur Angleichung von Mensch und Maschine nach, mit Experimenten zur Verhaltenssteuerung im kontrollierten Regelkreis haben sie während der ersten Macy-Konferenzen der Jahre 1946 bis 1953 begonnen. Was anfangs für Spiel gehalten wurde, stellt sich zunehmend als eine Form von Konditionierung heraus: Drohnenpilot:innen rekrutiert man heute vorzugsweise vor dem Monitor. Das Arbeitstraining in der nach Außen isolierten Skinner-Box ist kein Produkt lebendiger Arbeit, sondern Vorbereitung auf die des Todes. In Affirmation derartiger technischer „Fortschritte“ setzt das akzelerationistische Unternehmen, das in Reaktion auf die folkpolitische Stagnation innerhalb der politischen Linken auf den Plan getreten war, auf vollständige gesellschaftliche Automatisierung. Die angestrebte Beschleunigung aller Zirkulationssphären geschieht (unbewusst) jedoch im Einklang mit dem Kapitalinteresse, davon profitiert hat vor allem der Finanzkapitalismus. Technologieentwicklung und Kapital verliefen bislang niemals vollständig synchron, erstere hat historisch betrachtet vor allem technologischen Eliten genutzt.

Nick Lands nihilistischen Visionen zufolge habe die akzelerationistische Implosion längst stattgefunden. In seinen dystopischen Bildern erscheint das Kapital immer wieder als Wirbelsturm, der die Küsten Europas streift und sie restlos zerstört. In diesen naturalisierenden Imaginationen einer zweiten ursprünglichen Akkumulation scheint es keine Menschen mehr zu geben – und damit auch nichts, was noch vernutzt werden kann. Dann expandiert das Kapital seit jeher jedoch nach Außen – die Produktionsstandorte seiner *Digital Devices* befinden sich schon jetzt in den globalen Freihandelszonen von Singapur bis Shenzhen, auf den toxischen Deponien Ghanas werden ihre Restbestände wiederverwertet. Kaufkraft für die Produktionsmittel der digitalen „Prouser“ wird vor allem im globalen Norden aufrechterhalten.

Existieren dürfen soll man auch dort nicht, ohne dafür zu arbeiten. Ein Leben ohne Lohnarbeit und Konsum ist in dem auf Kaufkraft und Produktion ausgerichteten keynesianischen Beschäftigungsmodell nicht vorgesehen.

Die Verstaatlichung der Plattformökonomie wurde – ebenso wie der Aufbau staatlicher Datengenossenschaften – zuletzt als Strategie der Gegenmacht von unterschiedlichen Seiten her angedacht. Begründet wird die Notwendigkeit dieser Übernahme unter anderem damit, dass Plattformen viele Aufgaben effizienter erfüllen könnten als klassische Märkte. Die technisch torpedierte Taktung menschlicher Arbeitskraft im Plattformregime wird dabei ebenso wenig einer Kritik unterzogen wie das Wertgesetz, auf dessen Basis die Datenökonomie des Informationskapitalismus operiert. Es endete dort, wo Menschen sich kollektiv weigerten, zum Capital fixe ihrer Maschinen zu werden. Mit dem Aufbau eigenständiger IT-Infrastrukturen auf Basis Freier Software könnte diese Weigerung beginnen; in der Wiederaneignung einer Zeit, die Zeit des Sozialen wird, setzte sie sich fort.

Einer, der sich seinem digitalen Bullshit-Job schon vor Jahren entzog, arbeitete nicht in Tretmühlen, sondern an einer Befreiung davon. Kurz nach Beendigung seines Studiums sollte Eric das Interface eines Firmen-Intranets aufhübschen – angeblich hätten dafür alle Männer seiner Generation ein Faible. Um dieser Zumutung zu entgehen, warf er sich drei Tage lang Ecstasy bei einer anarchosyndikalistischen Party ein; als der von David Graeber auch als „junger Mann aus der Arbeiterklasse“ bezeichnete Digitalarbeiter am Tag danach halluzinierend ins Büro hinkte, war für ihn das Ende der Arbeit gekommen. Derzeit baut er, der niemals Zweifel daran hatte, dass der Online-Kapitalismus täglich neue Bullshit-Jobs schafft, am Grundstück eines besetzten Hauses nahe Bristol Gemüse an. Im Internet ist er seither kaum noch präsent. Ein bedingungsloses Grundeinkommen hätte ihm mit der Vorgeschichte auch das existenziell Riskante dieser Entscheidung abgenommen.

BARBARA EDER ist Autorin,
Journalistin und Lehrbeauftragte

Dieser Text ist ein Auszug aus
Das Denken der Maschine.
Das Buch erscheint demnächst in der
Reihe *Kritik & Utopie* bei Mandelbaum.

Andreas Urban

Im Katastrophenmodus

Bemerkungen zu Fabio Vighi und seinen Thesen eines Emergency-Kapitalismus

Während der Corona-Krise haben einige „wertkritisch“ anmutende Thesen über einen konstitutiven Zusammenhang von finaler Kapitalismuskrisis und Corona, insbesondere der im Rahmen der Pandemie installierten Lockdown-Politik, von sich reden gemacht. Autor dieser Thesen ist Fabio Vighi, Professor für Italienisch und Kritische Theorie an der *Cardiff University*. Eine Auseinandersetzung mit seinen Thesen erscheint schon deshalb lohnenswert, da diese u. a. auch in wert- und wert-abspaltungskritischen Kreisen unter das Verdikt „Verschwörungstheorie“ – ein in den vergangenen zweieinhalb Jahren besonders beliebtes Label zur Denunziation aller Arten von Kritik an der Corona-Politik – subsumiert werden. In diesen Kreisen hat man es ja generell, wie die meisten anderen Linken auch, vorgezogen, sich auf die Seite des Maßnahmenstaates zu schlagen und den medialen Diffamierungskampagnen gegen Maßnahmen- und Impfkritiker anzuschließen, ohne sich je auf eine inhaltliche Diskussion einzulassen. Entsprechend sah daher auch die interne Diskussion aus, insbesondere, wenn gelegentlich Versuche unternommen wurden, in der wertkritischen Analyse (auch) die Corona-Politik und das Maßnahmenregime adäquat zu berücksichtigen. Vighis Texte liegen bis dato fast ausschließlich in englischer Sprache vor. Eine Ausnahme stellt der Beitrag *Von Covid-19 zu Putin-22* dar, der im Juni 2022 in der linken, Corona-kritischen Broschüre *Der Erreger* abgedruckt wurde.

Was ist der Inhalt von Vighis Thesen? Vighi hat sich insbesondere mit den makroökonomischen Hintergründen der Corona-Krise befasst und dabei die auf den ersten Blick etwas steil anmutende, bei genauerer Betrachtung – und nach den Erfahrungen der vergangenen zweieinhalb Jahre – aber

durchaus nicht ganz abwegige These entwickelt und sowohl theoretisch als auch empirisch zu begründen versucht, dass die während der Pandemie exekutierte Lockdown-Politik der Staaten auch oder vielleicht sogar vorrangig andere Funktionen erfüllte als die einer effektiven Pandemiebekämpfung. Dafür könnte ja schon der Umstand sprechen, dass über den geringen Nutzen von Lockdowns in einer Epidemie bzw. Pandemie, bei zugleich immens hohem Schadenspotenzial, bis März 2020 ein breiter wissenschaftlicher Konsens bestand – was sich dann ja auch in der Corona-Krise auf eindrucksvolle und tragische Weise bewahrheitete. Laut Vighi bestand die Hauptfunktion der Lockdowns in der Verhinderung bzw. Verzögerung eines sich seit Herbst 2019 wieder deutlich abzeichnenden, unmittelbar bevorstehenden Finanzcrashs. Dieser sollte durch ein gigantisches Going-Direct-Liquiditätsprogramm der Notenbanken, mit dem massenhaft Geld ins System gepumpt wurde (allein in den USA zwischen September 2019 und März 2020 neun Billionen Dollar), verhindert werden. Da die enorme Menge an Liquidität, wenn diese in realökonomische Geschäftskreisläufe eingegangen wäre, eine Hyperinflation mit katastrophalen Folgen ausgelöst hätte, seien Lockdowns eine willkommene Möglichkeit gewesen, die Öffentlichkeit abzulenken und gleichzeitig Geschäftstransaktionen auszusetzen und durch eine entsprechende Senkung der Nachfrage nach Krediten eine „Ansteckung“ der Realökonomie zu verhindern (Vighi 2021a).

Was an solchen Thesen bis hinein in wert- und wert-abspaltungskritische Kontexte alle Verschwörungstheorie-Alarmglocken klingeln lässt, ist die den Thesen (angeblich) zugrunde liegende erkenntnistheoretische „Verschiebung“ von der

Frage nach abstrakter Herrschaft und dem darin eingebetteten Handeln von Akteuren hin zur Unmittelbarkeit der Erkenntnis und des zielgerichteten Handelns von Eliten“ (Böttcher 2022). In der Tat weist Vighi eine gewisse offene Flanke zum Verschwörungstheoretischen auf, insofern er in seiner Analyse des Corona-Maßnahmenregimes das Moment des Handelns und des Kalküls von Funktionseleiten relativ stark gewichtet, während der in vielerlei Hinsicht irrationale Charakter der kapitalistischen Krisenverwaltung im Allgemeinen und der Corona-Politik im Besonderen tendenziell in den Hintergrund rückt. Gewiss gibt es in dem Ganzen auch eine Binnenrationalität und gehen einige Akteure durchaus „planmäßig“ vor, diese Binnenrationalität ist aber selbst fragmentiert durch die in der Krise immer mehr durcheinandergehenden Interessen von Staat(en) und diversen Kapitalfraktionen und darüber hinaus gebrochen durch krisenbedingte institutionelle Verfallerscheinungen und die auf allen Ebenen zunehmend überschießende Irrationalität. Diesem irrationalen Moment des warenproduzierenden Systems in seiner Agonie gibt Vighi analytisch vergleichsweise wenig Raum.

Aus wertkritischer Perspektive kann Vighi ohne Frage auch als ein relativ „postmoderner“ Theoretiker betrachtet werden mit einer theoretisch recht eklektizistischen Arbeitsweise, bei dem dann schon einmal Wertkritik (die ihm offenbar bekannt ist) mit Versatzstücken von Lacan und Žižek durcheinandergeht. Über den Wahrheitsgehalt seiner kritischen Analysen sagt dies allerdings noch nicht zwangsläufig etwas aus. Unter dem Strich bleibt und ist offensichtlich, dass Corona „als Mittel für eine Krisenbewältigung im kapitalistischen Sinne benutzt [wurde]. Dieser Versuch einer Krisenbewältigung war und ist selbstverständlich ein reaktionärer, faktisch ein Rückgriff auf die autoritär-repressive Frühphase des Kapitalismus“ (Bedszent 2022, S. 654). Und dieses Ziel der Krisenbewältigung scheint zumindest vorläufig erreicht worden zu sein. Auch und gerade die Ablenkung der Öffentlichkeit durch die Lockdown-Politik, ob nun als Teil des „Plans“ oder bloß als Effekt des Maßnahmenregimes und der es flankierenden PR-Aktionen, hat hervorragend funktioniert. Vighis Argumentation ist darüber hinaus explizit krisentheoretisch und durchaus anschlussfähig an die wertkritische Theoriebildung, insofern er die Entwicklungen der letzten zweieinhalb Jahre ausdrücklich in einer fundamentalen Krise des Kapitalismus verortet:

„However, the ‚going direct‘ blueprint should also be framed as a desperate measure, for it can only prolong the agony of a global economy increasingly hostage to money printing and the artificial inflation of financial assets. At the heart of our predicament lies an insurmountable structural impasse. Debt-leveraged financialization is contemporary capitalism’s only line of flight, the inevitable forward-escape route for a reproductive model that has reached its historical limit. Capitals head for financial markets because the labour-based economy is increasingly unprofitable.“ (Vighi 2021a)

Mit seiner Betonung eines konstitutiven Zusammenhangs von „Finanzialisierung“ und Obsoletwerden der Arbeit und einer daraus resultierenden fundamentalen Krise des warenproduzierenden Systems insgesamt befindet er sich also durchaus auf der Höhe des „prozessierenden Widerspruchs“ (Marx).

Letztlich hebt seine ausgesprochen originelle These, die er in darauffolgenden Artikeln noch weiterentwickelt und begründet hat, darauf ab, dass die fundamentale Krise, in der sich das warenproduzierende System befindet, inzwischen ein Stadium erreicht hat, in dem nur noch reale oder inszenierte Katastrophenzustände es dem Kapitalismus erlauben, seine Zombie-Existenz (vorerst) weiterzuführen, indem sie es ermöglichen, die Krisenverwaltung qua Finanzblasen und einer Politik des billigen Geldes auf dem erforderlichen Niveau zu prolongieren. Zu ergänzen wäre hier vielleicht noch, als weiterer Teil eines entsprechenden Krisenverwaltungsprogramms, die Bremsung des Profitratenfalls durch eine hochdimensionierte, staatliche subventionierte „Sinnlosproduktion“ (vgl. Hüller) zugunsten großer Kapitalfraktionen und bestimmter Leitsektoren. Sinnlosproduktion meint in diesem Zusammenhang eine über das bisherige kapitalistische *business as usual* hinausgehende Produktion nur um der Produktion willen, gegebenenfalls auch von Waren ohne ersichtlichen Nutzen, dafür aber mit mehr oder weniger großem Schadenspotenzial. Dass etwas in der Art im Kontext der Corona-Krise (Pharma- und Digitalindustrie), aber auch aktuell vor dem Hintergrund des Ukraine-Krieges (Rüstungsindustrie) stattfindet, ist mit Händen zu greifen. Auch die Sinnlosigkeit und Schädlichkeit dieser hunderte Milliarden an Staatsgeld verschlingenden Warenproduktion auf stofflicher Ebene ist kaum zu übersehen – im Fall der Rüstungsindustrie sowie

so, aber auch mit Blick auf die Produkte der „Pandemie-Industrie“, z.B. wenig wirksame, aber nebenwirkungsreiche mRNA-Impfungen, Corona-Testkits für epidemiologisch sinnfreie Massentestungen, inklusive der in den letzten zweieinhalb Jahren überall aus dem Boden geschossenen Testlabore.

Auch Vighi sieht einen ähnlich gelagerten Zusammenhang zwischen Corona-Krise und Ukraine-Krieg. Ihm zufolge ist der Ukraine-Krieg, ähnlich wie schon davor Corona, ein brauchbares Vehikel oder zumindest eine willkommene Rechtfertigung dafür, die immer größere Dimensionen annehmende Gelddruckerei, auf die der Kapitalismus im aktuellen Stadium der Krisenreife angewiesen ist, weiter aufrechtzuerhalten:

„Putins Krieg ist die ideale Fortsetzung des *War on Covid*. Das übergeordnete Ziel besteht darin, das eigentliche Problem zu verschleiern. Es besteht in den *Bergen von billigem Geld, das in die schulden-süchtige Wirtschaft geschleust wird*. Die *Katastrophenspirale* ist das makroökonomische Ereignis unserer Zeit.“ (Vighi 2022c, S. 104, Herv. im Orig.)

In der Tat war beeindruckend zu beobachten, wie mit Beginn des Kriegs die Logik des Corona-Ausnahmestandes mitsamt seinem ganzen Propagandaapparat nahezu nahtlos auf die Ukraine-Krise übersprang (vgl. Urban 2022c) und insbesondere die bereits während der „Pandemie“ weit geöffneten Geldschleusen sogleich ein weiteres schwarzes Loch fanden, in das sie sich ergießen konnten. So hat etwa Deutschland kurz nach Kriegsbeginn umgehend das größte Rüstungspaket seit dem Zweiten Weltkrieg in der Höhe von 100 Milliarden Euro verabschiedet. Die schon durch Corona massiv gestiegene Verschuldungsdynamik, an deren Tropf der postmoderne Krisenkapitalismus hängt, ist dadurch nochmals in neue Höhen geklettert:

„Im Wesentlichen hat ‚Mad Vlad‘ mit seiner Militäroffensive der Federal Reserve (und anderen großen Zentralbanken) erlaubt, den Tag der Abrechnung für unser ultrafinanzialisiertes Wirtschaftssystem weiter hinauszuschieben. Denn billige Schulden, die in noch mehr Schulden investiert werden, sind das, was die Titanic vor dem Sinken bewahrt. [...] Berge von billigem Geld werden aus dem Nichts geschaffen und als finanzielles Druckmittel eingesetzt. Der Appetit auf Kreditaufnahme ist nun wirklich endemisch, denn er betrifft auch die Realwirtschaft, die Haushalte und vor al-

lem die Regierungen. Aus diesem Grund sind globale Notlagen die Hauptantriebskraft für die künstliche Geldmengenausweitung, die wiederum die kapitalistische Flucht nach vorn aus der Wertungskrise (Unfähigkeit, gesellschaftlich ausreichende Mengen an Mehrwert und damit realen Reichtum zu erzeugen) darstellt, die unsere Produktionsweise seit der Dritten Industriellen Revolution und der Implosion des Bretton-Woods-Systems in den 1970er Jahren plagt.“ (Vighi 2022c, S. 106f.)

Mit dieser sich immer schneller drehenden Verschuldungsspirale kann zwar freilich die Wertungskrise mitnichten verhindert, aber zumindest der endgültige Zusammenbruch noch weiter hinausgezögert werden, indem dem ausblutenden Kapitalismus in immer rascherer Abfolge immer noch größere Mengen an Blut, d. h. Geld, zugeführt werden. Damit können die (Finanz-)Märkte vorübergehend stabilisiert werden, und auch die seit Corona wieder explodierende Staatsverschuldung lässt sich auf diese Weise noch ein wenig länger aufrechterhalten. Entscheidend ist laut Vighi das Offenhalten der Geldschleusen und eine Fortsetzung der Politik des leichten Geldes (Quantitative Easing), die zu ihrer Legitimierung gegebenenfalls „durch eine zyklische Abfolge globaler Notfälle kalibriert wird“ (ebd.). Ob diese „Notfälle“ real oder bloß inszeniert sind, ist dabei genauso unerheblich wie die konkrete Art des Notstandes, wie Vighi nicht ohne Ironie festhält:

„Pandemie, terroristische Kampagnen, nukleare Bedrohungen, Handelskriege, militärische Konflikte oder – warum nicht – die Landung von Außerirdischen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit muss das Chaos heraufbeschworen werden, im Idealfall mit der Figur eines brutalen, blutrünstigen Feindes. Ob als Medienereignis oder in der Realität, es kommt auf den Notfallkreislauf an, denn er hält den Geldhahn offen. Vergessen wir nicht, dass das Kapital ein blinder Prozess ist, der den Stillstand verabscheut: Es muss in ständiger Bewegung sein, auch wenn Bewegung bedeutet, *dass immer größere Mengen an untragbaren Schulden angehäuft werden, auf welche Weise auch immer*.“ (Ebd., Herv. im Orig.)

Eine „zyklische Abfolge“ von Notständen ist laut Vighi unter den Bedingungen einer sich immer stärker zuspitzenden, krisenhaften kapitalistischen Widerspruchsentsfaltung vor allem deshalb erforderlich, da sich die jeweiligen Begründungen und

„Narrative“ mit der Zeit abnutzen können – zumal bei solchen Krisen, die mehr inszeniert als real sind –, wie ja gerade auch an der Corona-Krise beobachtet werden konnte: „Nach zwei Jahren unermüdlicher Panikmache, [des] Geschichtenerzählens und *Gelddruckens* war das Covid-Narrativ jedoch abgestanden und zunehmend widersprüchlich geworden [...]“ (ebd., Herv. im Orig.) Der Ukraine-Krieg kam vor diesem Hintergrund gerade recht, dieser lieferte ein neues Katastrophen-„Narrativ“, das sich wie schon vorher bei Corona politisch-ökonomisch, vor allem aber geldpolitisch ausschachten ließ. Denn wenn „die Fed den Fuß vom geldpolitischen Gaspedal nehmen würde, würde die Welt in Rekordzeit in eine ausgewachsene Rezession stürzen“ (ebd., S. 108).

Natürlich ist das – sollte Vighi mit seinen Thesen recht behalten – im höchsten Grade verrückt und reiner Wahnsinn, zumal mit dem sich ständig hochskalierenden Ukraine-Krieg plötzlich auch die nukleare Bedrohung wieder so real ist wie schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Doch Irrationalität gehört zum Wesen des die ganze stoffliche Welt der Kapitalverwertung subsumierenden und dabei gegebenenfalls auch zerstörenden warenproduzierenden Systems. Und in seiner fundamentalen Krise entfaltet sich der Kapitalismus, worauf Robert Kurz immer wieder hingewiesen hat, zu einem regelrechten „Weltvernichtungsprogramm“. Das Kapital duldet nichts außer sich, und wo kein Kapital und keine Verwertung mehr ist, soll gar nichts mehr sein. Es ist somit die irrationale Binnenlogik des Kapitalismus selbst, die in seiner finalen Krise endgültig zu sich kommt und die kapitalistische „Zivilisation“ geradewegs auf ihre eigene Selbstzerstörung zurasen lässt. An manchen Stellen kommt auch Vighi auf die galoppierende Irrationalität des Krisenkapitalismus zu sprechen. So spricht er etwa von einem „psychotisch[n] Kern des Kapitals“, der heute immer deutlichere Züge annehme, „da es [das Kapital, A. U.] sich fast vollständig von seinem Ursprung (der wertproduzierenden Arbeit) entfernt hat“:

„Auch wenn der gegenwärtige Einsatz von Ausnahmezuständen bereits seinem Wesen nach pervers ist, könnten psychotische Zeiten vor der Tür stehen. Indem wir Putin als ‚Mad Vlad‘ bezeichnen, übersehen wir jedoch den Wahnsinn und die wahrhaft kriminelle Berufung des heutigen Kapitalismus. Um es noch einmal zu wiederholen: Ein implodierendes sozioökonomisches System, das von einem finanziellen Hebeleffekt in der gegen-

wärtigen Größenordnung getragen wird, benötigt dringend einen kontinuierlichen Strom von Notfällen und einen Bond-Bösewicht, dem man die Schuld geben kann. Die industrielle Produktion von Notfällen wiederum erfordert glaubwürdige Akteure auf der Weltbühne und ein Publikum, das bereit ist, sich von zynischer Medienpropaganda schocken zu lassen.“ (Vighi 2022c, S. 108)

Letzteres ist, wie nicht zuletzt die vergangenen zweieinhalb Jahre gezeigt haben, en masse vorhanden. Anders mag es um die „glaubwürdigen Akteure“ stehen, denn glaubwürdig war und ist an der Darbietung von Politik, Journaille und „Experten“ in der Corona-Krise wie aktuell in der Ukraine-Krise ausgesprochen wenig – was wiederum ein umso bezeichnenderes Licht auf das „Publikum“ wirft, dessen Manipulierbarkeit mittlerweile offenbar keine Grenzen mehr kennt. Die „Akteure“, d. h. die Funktionseleiten in Staat und Kapital, sind aber offensichtlich von keinem wesentlich anderen Schlage als ihr „Publikum“ und vielleicht nur so etwas wie die realen Gesamtpsychotiker in einem sich immer irrationaler gebärdenden Krisenkapitalismus – Akteure, die inzwischen selbst auf ihre eigene Propaganda hereinfallen.

An solchen Stellen zeigt sich die größte Schwäche von Vighis Analysen, die eingangs bereits angesprochen wurde: Er neigt dazu, den Funktionseleiten eine Binnenrationalität zu unterstellen, die es zwar gewiss – auch – gibt, schon allein mit Blick auf die konkurrierenden Interessen diverser Kapitalfraktionen oder die Versuche von Staaten, die Krise (immer autoritärer) zu verwalten. Aber diese Rationalität ist bereits in sich durch und durch irrational – nicht umsonst sprachen schon Horkheimer und Adorno von einer „*irrationalen Rationalität*“ der kapitalistischen Gesellschaft. Und mit Fortschreiten der Krise löst sich die für die kapitalistische Moderne schon immer charakteristische Dialektik von Rationalität und Irrationalität tendenziell immer weiter in Richtung der Irrationalität auf. Diese Tendenz, in Verbindung mit den in der Krise immer mehr durcheinandergehenden Interessen und Kalkülen von Staaten und Kapitalfraktionen, ergibt eine sehr widersprüchliche und instabile Gemengelage, die sich in zunehmendem Maße in hochgradig autodestruktiven Verhaltens- und Reaktionsweisen Ausdruck verschaffen kann. Auch ist festzuhalten, dass Vighis Erklärungsansatz speziell mit Blick auf den Ukraine-Krieg weniger weit trägt als hinsichtlich der Corona-Lockdowns. Für den Ukraine-Krieg sind noch

einige andere Faktoren verantwortlich, insbesondere auf geopolitischer Ebene, die allerdings ebenfalls nicht unabhängig von der finalen Kapitalismuskrisis und hier wiederum von dem sich immer deutlicher abzeichnenden Abstieg und Verfall des Westens zu sehen sind.

Wie geht es weiter?

Laut Vighi ist ein langwieriger Krisenprozess zu erwarten: „Man muss einen Tsunami weltweiter Inflation, weitere Verarmung und Massenmigration (von billigen Arbeitskräften) erwarten – und all das wird Putin angelastet werden. Man muss die Rückkehr von Pandemie-Bedrohungen, die die laufenden Bestrebungen zur Globalisierung von Impfpässen und der Digitalisierung des Lebens unterstützen, erwarten. Man muss von einem neuen Wettrüsten ausgehen, um die stagnierenden BIPs in der ganzen Welt anzukurbeln. [...] Man muss von false flag-Operationen und unerbittlichen Desinformationskampagnen ausgehen.“ (Vighi 2022c, S. 109).

In einem rezenten Artikel hat Vighi seine Thesen inzwischen aktualisiert und berücksichtigt dabei auch neuere Entwicklungen. So hält er etwa vor dem Hintergrund der sich abzeichnenden Energiekrise in Europa auch wieder Maßnahmen wie Lockdowns für möglich – schon allein, um die von Verarmung und Kälte bedrohten Massen in Schach zu halten:

„When looking at the ongoing energy crisis, which threatens to bring Europe to its knees no later than this Winter, lockdowns (or similar restrictions) cannot fail to appear as the most ‚practical‘ way of achieving large-scale energy savings. Social restrictions would not only tame inflation but also help us conscientious citizens to ‚do our bit‘ against climate change, feeding the noble illusion that a zero-net ‚Green New Deal‘ – supported of course by a massive programme of fiscal stimulus (i.e., more debt) – will unleash a new era of capitalist growth. Adopting lockdown policies may well be the only way for ‚green capitalism‘ to affirm itself, for the system needs to keep both the inflationary spiral and the impoverished masses under control. The key point here is that ‚sustainable growth‘ through green technology remains a pious illusion for a system that requires increasing levels of labour-intensive production to generate real economic value. Every leap in post-industrial technological innovation driven by capital, no matter how green or desirable, will cause unem-

ployment and poverty to grow, together with the imposition of widespread repressive measures upon entire populations.“ (Vighi 2022b)

Energie- bzw. Klima-Lockdowns? Nach den Erfahrungen der vergangenen zweieinhalb Jahre kann dies wohl nicht mehr kategorisch ausgeschlossen werden (zumindest manche Universitäten, so auch die Universität Wien, planen angeblich bereits für den Winter-Lockdown).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Vighis Thesen aus wertkritischer Sicht durchaus der Diskussion würdig sind. Ihre Schwachstelle besteht in einer zu starken analytischen Fokussierung auf das Handeln und die Interessen konkreter Akteure und einer zu inkonsequenten Vermittlung mit den heute krisenbedingt zunehmend aus dem Leim gehenden kapitalistischen Fetischverhältnissen. Damit setzt sich Vighi (so gesehen vielleicht nicht ganz unberechtigt) dem Verdacht der „Verschwörungstheorie“ aus. Mag bei Vighi bis zu einem gewissen Grad eine „erkenntnistheoretische Verschiebung“ weg von der abstrakten Herrschaft des Kapitals und hin zum Handeln und den Kalkülen von Funktionseleiten zu konstatieren sein – immerhin kann ihm attestiert werden, dass es ihm noch um „Erkenntnis“ geht und nicht, wie manch anderen, bloß darum, jedweden Erkenntnisversuch, der den Rahmen eines bestimmten „Narrativs“ verlässt, zu desavouieren.

ANDREAS URBAN schreibt auf
wertkritik.org

Zitiert aus: Vighi, Fabio (2021a): A self-fulfilling prophecy: Systemic collapse and pandemic simulation.
ders. (2021b): The central bankers' Long Covid: An incurable condition.
ders. (2022a): Pause for thought: Money without value in a rapidly disintegrating world
ders. (2022b): A system on life support,
alle auf: thephilosophicalsalon.com
ders. (2022c): Von Covid-19 zu Putin-22, in: *Der Erreger #2*

Alle darüber hinaus zitierten Texte sind auf der Homepage wertkritik.org zu finden, unter anderem auch eine umfangreiche Besprechung von *Der Erreger #2*, Juni 2022 von Andreas Urban: *Wider die Sterilisierung des Lebens. Corona-Kritik von links.*

Maria Wölflingseder

Selbstbestimmung statt Expertenherrschaft

Ivan Illich 1926–2002

„Weltentfremdete Entsinnlichung“

Noch bevor ich in meiner Schulzeit – neben viel belletristischer Literatur – Robert Jungk und Paulo Freire las, kreuzte ein allererster kritischer Denker meinen Weg. Es muss 1972 gewesen sein, als ich mit 14 Jahren erstmals von Ivan Illich hörte. Mein Vater – in seinen katholischen Kreisen im Salzburg der 60er Jahre nicht nur wegen seines dunklen Vollbartes scherzeshalber Fidel Castro genannt – war als mit dem Schulsystem unzufriedener Lehrer begeistert von Illichs Büchern „Die Entschulung der Gesellschaft“ und „Schulen helfen nicht“.

Ivan Illich gehört zu jenen hellstichtigen Köpfen, die bereits früh die Versprechungen der Moderne als Illusion erkannten, und radikale Kritik an den gesellschaftlichen Entwicklungen formulierte. Erziehung und Schulen, Medizin und Gesundheitswesen, Verkehrswesen und Energiewirtschaft, die gesamte Industrialisierung, sie führten in der praktizierten Weise nicht zu mehr Partizipation, Freiheit, Gesundheit und einem guten Leben für alle. Und heute steht sogar der gesamte Planet auf der Kippe.

Illich war in den 70er Jahren sehr bekannt. Seine Bücher erzielten hohe Auflagen und er wurde in Wissenschaft und Medien weltweit eingehend rezipiert. Als jedoch die gesellschaftlichen Emanzipationsbestrebungen schwanden, gab man ihm mitunter deutlich zu verstehen, seine Zeit sei abgelaufen. Da sich aber das, was er bereits vor langem in Frage gestellt hat, gerade in den letzten zwanzig Jahren noch viel bedrohlicher weiterentwickelt hat, müssten seine erhellenden, ja geradezu prophetischen Warnungen im gegenwärtigen Diskurs eine große Rolle spielen. Dem ist jedoch ganz und gar nicht so.

Umso wichtiger, an sein Vermächtnis zu erinnern. Am 2. Dezember jährt sich der Todestag von Ivan Illich zum 20. Mal. Ein Anlass, nicht nur seine Literatur in Erinnerung zu rufen, sondern auch, euch

drei aufschlussreiche Bücher – von Martina Kaller-Dietrich, Thierry Paquot und David Cayley – ans Herz zu legen, die das Denken Illichs erläutern und den Bezug zu seiner Biografie herstellen. Sein Lebensweg war genauso außergewöhnlich wie sein Denken, seine Wege zu Erkenntnissen und seine Arbeitsweisen.

Keine Wahrheitssuche ohne Gastlichkeit

In den *Streifzügen* hat vor allem die Pädagogin Marianne Gronemeyer von der Stiftung Convivial in ihren acht Beiträgen bereits Aspekte von Illichs Erkenntnissen herausgearbeitet. Ein Satz lautet: „Mein Lehrer Ivan Illich, der als Lehrer Gastlichkeit wie kein anderer gepflegt hat, hat in seinen letzten Lebensjahren eher beiläufig darauf hingewiesen, dass Wahrheitssuche und das Ringen um Einsicht überhaupt nur in einem Klima der Gastlichkeit und der Freundschaft, um den gemeinsamen Tisch herum, stattfinden könne ...“ (57/2013) – Seine Bücher und Aufsätze, deren Inhalte er immer wieder weiterentwickelte und die Texte dementsprechend ergänzte, entstanden in regem Austausch mit anderen, in Gesprächszirkeln, in den sogenannten Living room consultations.

Auch Lorenz Glatz und Franz Schandl haben in den *Streifzügen* immer wieder Bezug auf ihn genommen. Im letzten Heft (85/2022) hat Schandl hervorgehoben, dass Illich zu jenen wenigen gehört, die den „Wert“ explizit kritisieren. Auch David Cayley betont dies in seiner umfassenden Einführung des Buches „Ivan Illich: In den Flüssen nördlich der Zukunft“, wenn er auf Illichs Erforschung der Geschichte der Sinne hinweist. In den 80er Jahren entfernte er sich von der Sprache der „Werte“, die er früher verwendet hatte, und begann einfach vom Guten zu sprechen. „Das Gute, wie er es zu verstehen begann, ist das, was in einer gegebenen Situation einzigartig und unverkennbar angemessen ist. Es besitzt einen bestimmten Maßstab, zeigt eine bestimmte Proportion. Es passt

und die Sinne können dies wahrnehmen, genau so, wie sie wahrnehmen können, wenn etwas falsch klingt. Werte sind dagegen eine universelle Währung ohne festen Ort oder innere Begrenzung. Sie ordnen und vergleichen anhand ihres Maßstabes alle Dinge nach ihrer Nützlichkeit oder ihrer relativen Knappheit. ... Werte untergraben das Gefühl für die richtige Proportion und ersetzen sie durch eine ökonomische Berechnung.“ Illich untersuchte in „H₂O und die Wasser des Vergessens“ in welcher Weise in der Vergangenheit die Sinne mit dem Guten in Einklang gebracht wurden und wie dieser Einklang verloren gegangen ist.

Erfindung der Experten

Ein zentraler Punkt in der Analyse und Kritik Illichs ist die – nicht zuletzt durch die Herrschaft der Experten – immer weiter fortschreitende Zurückdrängung der Autonomie des Menschen in der Moderne. Heute, an der Schwelle zum Transhumanismus ist sie bereits dabei, getilgt zu werden. Wie kam es dazu? Ab dem frühen 17. Jahrhundert wurden – wie die Historikerin Martina Kaller beim Illich-Symposium in Wien ausführte – Missetäter nicht mehr kurzerhand gefoltet oder hingerichtet, sondern nun mussten sie ihre Schuld am eigenen Leib sühnen. Dazu wurden Gefängnisse und Erziehungsanstalten installiert. Mit der Entstehung des neuzeitlichen Staates traten die ersten Experten auf den Plan. Sie sollten Strategien für den Umgang mit „Sündern“ entwickeln und Konzepte, um für Zucht und Ordnung und die Rekrutierung von loyalen Untertanen zu sorgen. Die Erziehung in einem monopolisierten Schulsystem brachte aber – auch später in einem modernisierten – weniger Chancen zur Entfaltung der vielfältigen Fähigkeiten und Vorlieben junger Menschen, sondern wirkte vielmehr sowohl stark auf ihre Nivellierung als auch auf die Differenzierung in Erfolgreiche und Verlierer. Außerdem diente sie und dient heute genauso stark der Anpassung an die Herrschaftsverhältnisse.

Kaller hob auch hervor, dass die Wissenschaft für bestimmte Herausforderungen in der Regel mehrere Lösungsvorschläge anzubieten habe. Experten hingegen wollen uns meist nur eine – möglichst warenförmige – Lösung unterjubeln. Als Beispiele nannte sie die Corona-Impfung oder die E-Autos. Jedenfalls wurde unser Dasein im Laufe der Jahrhunderte zunehmend verwaltet und gemanagt. Und um wieviel mehr noch als 1988, als Illich dies konstatierte, werden wir heute von Experten und Expertinnen „diagnostiziert, kuriert, erzogen, sozialisiert, informiert,

unterhalten, garagiert, beraten, zertifiziert, gefördert oder beschützt“.

Illich wurde nicht müde, die Verschiedenartigkeit, die Einzigartigkeit jedes Menschen hervorzuheben, und aufzuzeigen wie diese jedoch krass missachtet werden. Diese Nivellierung und die zunehmende Auslöschung der Selbstbestimmung durch verschiedene Kontrollsysteme und Institutionen gehe auch einher mit einer „weltentfremdeten Entsinnlichung“. Wobei heute die Kontrollinstanzen immer weniger nötig sind, weil die Menschen die Guidelines bereits verinnerlicht haben. Sie uniformieren sich von selber. „Immer tiefer sinkt die sinnliche Wirklichkeit unter die Folien von Seh-, Hör- und Schmeck-Befehlen.“ Es hat eine „einzigartige Geschichte der Entkörperung unserer Wahrnehmung, unserer Begriffe und unserer Sinne“ stattgefunden. Das Ergebnis ist eine „programmierte Hilflosigkeit“.

Heute erfolgt die Selbstwahrnehmung der Menschen immer weniger durch die Sinne, sondern zunehmend via Daten. Daten, die der Fitnesstracker liefert oder die aus den Klicks in den sozialen Medien errechnet werden. Ranking und Rating bestimmen unser Wohl und Weh. Auch dieser Entwicklung war Illich bereits vor Jahrzehnten auf der Spur. Er hatte ein besonders scharfes Auge auf die – geradezu „entmenschlichende Wirkung“ der zunehmenden medialen Verbreitung von Infografiken, von Säulen-, Kreis-, Balken-, und Kurvendiagrammen. Eine „unheimliche Visualisierung von verwaltungsförmigen Abstrakta“ mit „Aussagen ohne Subjekt und Prädikat“.

„Die Erziehung zum unwirklichen Machwerk beginnt mit den Lehrbüchern, deren Text auf Legenden zu Graphik-Kästen zusammengeschrumpft ist, und endet mit dem Sich-Festhalten des Sterbenden an ermunternden Test-Resultaten über seinen Zustand. Erregende, seelisch besetzende Abstrakta haben sich wie plastische Polyesterüberzüge auf die Wahrnehmung von Welt und Selbst gelegt.“

LITERATUR:

- | | |
|---|---|
| Martina Kaller-Dietrich:
Ivan Illich – Sein Leben und Denken, Weitra 2007. | Ivan Illich: In den Flüssen nördlich der Zukunft. Letzte Gespräche über Religion und Gesellschaft mit David Cayley, München 2006. |
| Thierry Paquot:
Ivan Illich – Denker und Rebell, München 2017. | |

Ivan Illich – „Jüdischer Wanderer und christlicher Pilger“

Aus dem Buch „Ivan Illich – Sein Leben, sein Denken“ von Martina Kaller-Dietrich, Professorin für Geschichte an der Universität Wien, lernen wir auch seine bis dahin wenig bekannte Kindheit und Jugend kennen. 1926 in Wien geboren, wuchs er die ersten sechs Jahre im dalmatinischen Split und auf der Insel Brač auf. Dort besaß die Großfamilie seines Vaters, ein katholischer Zivilingenieur, ein Anwesen und Ländereien. Über viele Generationen hatten die Ilićs gute Kontakte zum italienischen Großadel und zum Vatikan. Seine Mutter mit jüdischen Wurzeln, geborene Regenstreif, wurde protestantisch getauft und trat im Zuge der Eheschließung zum Katholizismus über. Wie stark ihn diese mediterrane Welt geprägt hat, erzählte Illich später gerne. Aber 1932 verließ die Mutter mit Ivan und seinen beiden jüngeren Zwillingbrüdern aufgrund der beginnenden Judenvertreibungen im Königreich Jugoslawien und der Trennung von ihrem Mann Dalmatien und zog nach Wien in die Villa ihrer Eltern. Es wurde, bis auf kurze Besuche, ein Abschied für immer. Kroatisch war die Vatersprache, Deutsch die Muttersprache des höchst Sprachbegabten, der sich mühelos in zahlreichen jezici (kroatisch für Sprachen *und* Zungen) schriftlich und mündlich verständigen konnte. Illich hat, wie er betonte, nie mehr einen Platz gefunden, den er als sein Zuhause bezeichnet hätte. Wien sei ihm schon „als Bub wie ein nördliches Exil erschienen, weil seine dalmatinischen Sinne am weißen Karst, an den Oliven und an der Adria der frühen Kindheit hingen“. Ein „jüdischer Wanderer und christlicher Pilger“ wurde aus ihm.

Denunzierung am Gymnasium

1942 musste die Familie schließlich auch aus Wien fliehen. 1938 – Illich besuchte das Piaristengymnasium im achten Bezirk (*dieses liegt nur wenige Schritte von unserem Redaktionstreffpunkt entfernt*) – muss er, 11-jährig, vor die Klasse treten, um seine Nase im Profil zu zeigen, die laut Deutschprofessor seine „dynamisch jüdische Belastung“ verrate. Die

Matura legte Illich in Florenz ab, wo er auch Anorganische Chemie und Kristallographie an der Universität studierte. Von 1945 bis 1950 besuchte er das vatikanische Collegium Capranicum, an dem er seine Priesterausbildung erhielt. Mit summa cum laude schloss er die Fächer Geschichte, Philosophie und Theologie an der päpstlichen Lehranstalt, der Gregoriana, ab. 1951 promovierte Illich an der Theologischen Fakultät in Salzburg.

David Cayley schreibt in „In den Flüssen nördlich der Zukunft“, Illich wäre für eine Karriere als Kirchenführer prädestiniert gewesen. Er stammte aus einer aristokratischen Familie mit alten Verbindungen zur römischen Kirche, er war charismatisch, intellektuell brillant und fromm. Unter denen, die ihn gerne weiterhin in Rom gesehen hätten, waren der Philosoph Jacques Maritain und Giovanni Montini, der spätere Papst Paul VI, beide Vertreter progressiver kirchlicher Kräfte. Aber Illich mochte die päpstliche Bürokratie nicht. – 1951 wanderte er mit seinen Geschwistern und seiner Mutter nach New York aus. Sein Vater ist 1942 eines natürlichen Todes gestorben. Vom großväterlichen Heim in Wien war kaum etwas geblieben. Die Villa Regenstreif in Pötzleinsdorf wurde völlig zerstört restituert.

In New York erfuhr Illich von einem Freund seines Großvaters über die sozialen Spannungen zwischen den puertoricanischen Einwanderern – quasi Fremde im eigenen Land, die oft nur kurz von der nahe gelegenen Karibikinsel zum Geldverdienen kamen, und den „alteingesessenen“ europäischen Zuwanderern, etwa den Iren. Nach einigen Tagen unter den Puertoricanern meldete er sich beim Kardinal. So begann er 25-jährig seine Tätigkeit als Seelsorger in einer New Yorker Pfarre. Die jährlich stattfindende „Puerto Rican Day Parade“ in New York geht ursprünglich auf eine Initiative Illichs zurück. Zur ersten „Fiesta Patronal“ trafen sich 1956 35.000 Puertorikaner.

M. Wö.

Das wäre fein, ja feiner!



Vorerst mal die gute Nachricht. Das Erscheinen der *Streifzüge* und der Betrieb unserer Homepage sind auch für das nächste Jahr gesichert. Vielen Dank an all jene, die uns regelmäßig unterstützen, sei es durch eine Mitgliedschaft im Transformationsclub, sei es als Transponsorin, sei es aufgrund eines Abonnements.

Leider werden wir aufgrund der stark gestiegenen Kosten *ab 2023* nur noch *zwei Printausgaben* jährlich produzieren können, eine im Frühjahr und eine im Herbst. Zwar haben sich die Druckkosten nur mäßig erhöht, dafür aber die Versandkosten übermäßig. Der Druck eines Exemplars der Zeitschrift ist billiger als der Versand eines Einzelheftes im Inland. Dazu kommen die galoppierenden Spenden unseres Vereinskontos, wo etwa pro Buchungszeile zukünftig 1,10 € zu entrichten sind. Das alles macht unfroh, und wenn es nicht substituiert werden kann, bricht es uns das Genick.

Wir verfügen weder über eine öffentliche Alimenterung, noch finden sich bezahlte Einschaltungen in unseren Organen. Inserate wären zwar möglich, doch wie die letzten Jahre untrügllich zeigen: Die Wirtschaft will uns nicht, obwohl wir sie ja auch nicht mögen. Natürlich lassen wir uns durch Ausnahmen gern vom Gegenteil überzeugen. Eine Preisliste kann angefordert werden.

Kurzum, wenn wir bloß unsere Einnahmen halten (oder gar verlieren), dann gehen in zwei bis drei Jahren die Lichter aus. Es ist also wieder einmal an der Zeit die *Streifzüge* aufzumästen. Nur unser Service zu nutzen, halten wir tatsächlich für etwas unfein. Trotzdem wird es hier keine Einschränkungen geben: Der *kostenlose Zugang* unsere Website bleibt uneingeschränkt aufrecht.

Unsere Abopreise wurden nun fünf Jahre nicht erhöht, der Trafobeitrag schon 10 Jahre nicht. Das können wir uns in dieser Situation nicht mehr leisten. Der Heftpreis wird auf 10 € erhöht. Die Aborichtpreise werden in Zukunft wie folgt angepasst:

Das *3-Nummern-Abo* (1½ Jahre) wird um 30 € und das *6-Nummern-Abo* (3 Jahre) um 55 € zu haben sein. Dazu wird es auf Anfrage auch ein Sozialabo geben. Weitere Details finden sich auf unserer Website. Den *Trafobeitrag* belassen wir vorerst bei 144 € pro Jahr, allerdings bitten wir alle Trafokanten inständig, mehr zu zahlen.

Vor allem das *Streifzüge-TRANSponsoring* möchten wir forcieren. Interessierte Individuen können hier selbst festlegen, mit welcher Summe sie uns unterstützen möchten (der Bezug der Zeitschrift ist da natürlich mitinbegriffen). Es funktioniert ganz einfach: Eins überweise etwa 10 € *im Monat*, 25 € *im Vierteljahr*, 40 € *im Jahr* oder *irgendeinen anderen Betrag*, den eins sich leisten kann und will. Optimal sind Daueraufträge, damit wir auch entsprechend kalkulieren können. Natürlich wissen wir, dass sich einige finanziell fast gar nichts leisten können. Aber die meisten können sich schon was abknöpfen, damit alle an unseren Inhalten und Angeboten partizipieren können. Auch jetzt, oder: gerade jetzt! Unser Projekt bedarf infrastruktureller Ausstattung. Darum bitten wir, so viel Zuwendung erwarten wir.

Wir leben in finsternen Zeiten. Für unser Publikum heißt es, dafür zu sorgen, dass es uns ganz kontraktisch weiterhin gibt. Das ist nun keine Pflicht, sondern ein wechselseitiger Wunsch.

Wer uns will, muss uns ermöglichen!

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien

Auflage: 1.000

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela),

Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la Vega (Cordoba,

Argentinien), Hermann Engster (Göttingen), Lorenz

Glatz jr. (Wien), Marianne Gronemeyer (Friesenheim),

Peter Klein (Nürnberg), Paolo Lago (Verona), Neil

Larsen (Davis, USA), Massimo Maggini (Livorno),

Stefan Meretz (Berlin), Emmerich Nyikos (Mexiko-

City), Erich Ribolits (†), Gerburg Vermesy (†),

Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer

der Streifzüge und an keinen anderen

Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS/ABORICHTPREISE

3 Nummern-Abo (1½ Jahre) um 30 €

6-Nummern-Abo (3 Jahre) um 55 €

Sozialabo auf Anfrage.

Mitgliedschaft Trafoclub: 144 €/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Eins überweise etwa 10 € im Monat, 25 € im

Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen

Betrag, den eins sich leisten kann und will.

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Probenummer gratis

Call for Papers

Die Nummer 87 der *Streifzüge* erscheint im Frühjahr 2023.

Ein kleiner Schwerpunkt der kommenden Ausgabe ist dem 100 Geburtstag von André Gorz gewidmet.

Ansonsten gilt: Alle Artikel, sofern sie uns gefallen, sind publizierbar.

Artikelvorschläge bitte ab sofort

an die Redaktion (redaktion@streifzuege.org)

Ab geplanten 8.000 Zeichen (2 Seiten) ersuchen wir um einen kurzen Abstract: etwa 1000 Zeichen, plus Angabe wie viele es letztlich werden sollen.

Folgende Textsorten stehen zur Verfügung:

- + Glosse (bis 2.500 Zeichen)
- + Rezens eines Buches (bis 2000 Zeichen)
- + Aufriss (bis 4.000 Zeichen)
- + Essay (8.000 bis 14.000 Zeichen)
- + Abhandlung (bis 24.000 Zeichen Limit)

Genauere Modalitäten zu Textsorten und -länge siehe unter www.streifzuege.org/hinweise-fuer-autorinnen

Die fertigen Beiträge sind bis zum vereinbarten Termin, aber spätestens bis **15. April 2023** an uns zu senden.

„... *Wirklich, Freunde,
Wem der Boden noch nicht so heiß ist, dass er ihn lieber
Mit jedem andern vertauschte, als dass er da bliebe, dem
Habe ich nichts zu sagen.*“
(Bertolt Brecht)

„Nichts Schöneres unter der Sonne ...“

Petra Ziegler

Ich habe es immer als ein großes Glück empfunden, zu den ersten Generationen zu gehören, die den Erdball von außen betrachten konnten. Als Ganzes. Die ikonische Fotografie der aufgehenden Erde, von der Mondumlaufbahn gesehen, entstand 1969. Ich habe sie schon so oft betrachtet, und immer noch raubt es mir fast den Atem. Der Blick auf dieses „funkelnde blauweiße Juwel“, diese „helle, zarte, himmelblaue Kugel, umkränzt von langsam wirbelnden weißen Schleiern“ (E. Mitchell, Apollo 14, 1971) löst in mir verlässlich ein Gefühl von äußerster Freude, gefolgt von leiser Trauer aus. Wir können doch sehen, warum sehen wir nicht?

Frei von derlei Sentimentalitäten schreibt Günther Anders in *Der Blick vom Mond. Reflexionen über Weltraumflüge* (1970) davon, „dass die Erde zum ersten Mal die Chance hat, sich selbst zu sehen“. Was eine damit einhergehende menschliche Bewusstseinsweiterung angeht, zeigt er sich allerdings bereits damals wenig zuversichtlich: „Wir werden durch die Erweiterung unserer Welt nicht erweitert werden.“

Sorge um den Zustand der Erde ist Selbstsorge. Das sollte nicht extra erwähnt werden müssen. Dem Planeten sind wir wurscht. Auch das macht die Sicht von außerhalb überdeutlich. Unsere Existenz ist äußerst prekär. Rundherum nichts als unendliches Schwarz. Hauchdünn ist die erdumspannende Schicht, die unser Leben erst möglich macht.

„Nichts Schöneres unter der Sonne als unter der Sonne zu sein ...“ Diese Empfindung von Wärme, die langsam unter die Haut geht, ein Moment umfassender Geborgenheit. „Und meine begeisterten Augen / Weiten sich wieder und blinken und brennen sich wund“, jubiliert Ingeborg Bachmann *An die Sonne*. Ziehen wir es wirklich vor, im Dienst der kapitalistischen Selbstzweckbewegung mitsamt ihrer in wahn-

witziger Konsequenz immer noch weiter erhöhten Taktfrequenz in einer der Megacities dieser Welt oder irgendwo im Staub der Peripherie unser Dasein zu fristen? Kein Horizont, Tag um Tag graue Leere, kein schönes Blau, nur grelles Neongelb. Hektische Geschäftigkeit unter dichtem Smog, ein Leben in gekühlten Innenräumen, Aschewolken in der Atmosphäre. (Ja, auch die Natur kann Ungemach bereiten. Da brauchen wir uns auf den menschengemachten Dreck gar nichts einzubilden.) Einen atomaren Winter denken und immer noch weiter machen? Uns vergeuden, alles vergeuden, alles opfern an den Selbstzweck der Geldvermehrung? Die Maschinerie am Laufen halten – „Koste es was es wolle!“

Ist es die Furcht vor dem Unbekannten, die uns am Bestehenden festhalten lässt? Der Mangel an einer bis ins Detail ausgearbeiteten Alternative? Der ruinöse Realismus einer Gesellschaft, nach deren Rationalität wir Hunderttausende im Überfluss verhungern lassen und allesamt langsam am Feinstaub ersticken? Oder letztlich doch an der Hitze verrecken? Oder verrecken wir lieber am Stress, im täglichen Wettlauf, aus Sorge, ob die Rechnungen zu Monatsende bezahlt werden können? Es braucht keinen weiteren UN-Klimabericht, keinen drohenden Kollaps, es braucht keine Satellitenaufnahmen, die den Kahlschlag an zahllosen Stellen der Erdoberfläche offenbaren, es braucht nicht einmal Greta, um all das schnellstens in den Orkus der Geschichte zu wünschen. Es braucht nur die Weigerung gegenüber dem obszönen Raub an Lebenszeit. Der zunehmend prekäre Status alles Lebendigen ist eine einzige Zumutung!

Der Planet wird die Menschheit irgendwann wieder los sein. So oder so. Ich kann es wieder nicht lassen und frage mich, ob es dann noch Wesen geben wird mit Augen, die staunen, oder wären die allenfalls tränenblind angesichts der Verheerungen?